Bilder

aus den

Freiheitskämpfen

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

E. Heusinger.

In vier Bänden.

Vierter Band.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1867.

Bilder

aus den

Freiheitskämpfen

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Von

E. Heusinger.

In vier Bänden.

Vierter Band.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1867.

Inhalt des vierten Bandes.

Des preussischen Heeres Ruhm und Ehre in den Freiheitskriegen.

Es waren nicht die altgeschulten deutschen, österreichischen und preußischen Heere, die Napoleon ferner fürchtete, als er sich nach seinen siegreichen Schlachten zum unbeschränkten Dictator von Deutschland gemacht hatte. Es war der altgermanische Sinn, die Volkskraft, die er nach unverkennbaren Anzeichen nicht zugleich mit den von ihm erschütterten und gestürzten deutschen Thronen zu brechen vermocht hatte. Es war der gegen Sclaverei im Volke tief wurzelnde Abscheu, der bald vom Kaiser erkannt, gleich einem Gespenst ihn auf seinen Unternehmungen verfolgte, und die Ursache wurde, daß er wie in Spanien, später auch in Deutschland jede Erregung mit Blut und Eisen zu dämpfen bemüht war. Zahllos waren die Märtyrer, die er der Vorahnung eines ihm in Deutschland noch bevorstehenden bösen Geschicks zum Opfer brachte.

Doch erst im Jahre 1813 sollte zur Wahrheit werden, was im Jahre 1809 mehr als einmal vor sein inneres Gesicht trat — daß wie einst die krieg- und sieggewohnten römischen Legionen, auch seine unerschütterlichen ehernen Colonnen dem zwar kriegsungewohnten, aber von Vaterlandsliebe hochbegeisterten und deshalb gegen Gefahr und Tod gestählten deutschen Volke unterliegen sollten.

Es war allererst bei Lützen am 2. Mai, wo sich die deutschen Landwehrmänner, aus denen das preußische Heer mehr als zur Hälfte bestand, mit unsterblichem Ruhm bedeckten. Ihr ungestümer Angriff, ihre dem überlegenen französischen Heere gegenüber entfaltete Opfermuthigkeit erfüllten die Brust des gewaltigen Imperators mit dem Vorgefühl von großen ihm bevorstehenden Wechselfällen des Krieges, in den er sich, von unbeugsamem Hochmuth und von glühenden Rachegedanken gestachelt, neuerdings eingelassen hatte. Des Kriegs unkundige Männer, junge und alte, bunt durcheinander gemischt ohne Unterschied des Ranges und des Standes, bewiesen bei Lützen in ihrer Vaterlandsbegeisterung dem französischen Kaiser, daß er es nicht mehr mit den Preußen von Jena zu thun haben würde, wo die preußischen Banner den bisher so gefürchteten Adlern

gegenüber sich entrollten. Die große Erfahrung machte er schon am 19. Mai bei Bautzen. — Als seine Getreuen dem Kaiser am Abend zum Siege gratulirten, fuhr er sie zürnend mit den Worten an: „Wo sind die Gefangenen, die eroberten Geschütze und Fahnen? Noch ein paar solche Siege, und wir sind total geschlagen.“

Die Schlacht war zwar gewonnen, aber mit Vergeudung außerordentlicher Kräfte, ohne entscheidendes Resultat, ohne Hoffnung des entscheidendern. Außer anderen Generälen hatte Napoleon im Marschall Duroc den Verlust eines bewährten Freundes zu beklagen, des einzigen, den ihm vielleicht das Schicksal gegeben.

Der Kampf bei Bautzen hatte dem französischen Heere 30,000 Combattanten gekostet, und so prahlerisch die französischen Bulletins auch lauteten, im Heere selbst war der Jubel gering. Die Verbündeten dagegen waren nicht muthlos geworden; sie wichen nach einem festen Plane in großer Ordnung zurück, gaben nirgends eine Blöße, dagegen befanden sich schon im Rücken der Franzosen bedeutende Armeecorps, kühne Streifparteien, welche die Verbindung mit dem Rheine abzuschneiden droheten.

Die erbitterte Stimmung der Völker zwischen Elbe und Rhein war dem Kaiser nur zu bekannt. Durch

militärische Hülfe unterstützt, hatte er das Schlimmste davon zu befürchten.

Die Schlappe, welche die Division Maison während des Rückzuges der Verbündeten bei Hainau erlitt, wodurch 1000 Gefangene nebst der aus 18 Stücken bestehenden feindlichen Artillerie in die Hände der tapferen preußischen Reiterei geriethen, machte auf Napoleon einen tiefen Eindruck. „Ce ne sont plus les Prussiens de 1806", sagte er mit finsterm Ernst zu Ney, der ihn am folgenden Tage über den Walplatz führte. Und von dem Tage an manövrirte er mit einer Vorsicht und Genauigkeit, welche genugsam bewiesen, daß die erhaltene Warnung nicht fruchtlos geblieben. Er leitete jetzt immer selbst das Nachrücken, ging behutsam von einer Höhe zur andern, um die Städte und Dörfer herum, alle Hülfsmittel der Gegend benutzend. Zur Behauptung jeder Höhe war gleich eine Batterie in Bereitschaft und erst, nachdem der Imperator selbst die Gegend von Liegnitz recognoscirt hatte, ritt er in die Stadt und stieg am Markte ab, wo er Quartier nahm unter Beobachtung aller der Sicherheitsmaßregeln, wie der Volkskrieg auf der pyrenäischen Halbinsel ihm selbst und den französischen Marschällen sie gelehrt hatte.

Der französische Kaiser hatte bereits die alte Zuver-

sicht zu sich selbst und zum Heere verloren. Die Sonnenblicke, welche die Siegesbahn des Heros nach der gewonnenen Dresdener Schlacht noch einmal zu erleuchten schienen, verfehlten im Allgemeinen der Wirkung nach den an der Katzbach und bei Kulm verlorenen Schlachten.

Nur dauernde Siege der französischen Heere hätten vermocht, die öffentliche Meinung wankend zu machen. Die Siegesbulletins, welche von Dresden aus durch die Welt ergingen, waren für tausende von schwachen Seelen wohl betäubend gewesen, aber der Nachhall von Großbeeren und Dennewitz wirkte endlos stärker als jener schreckend einschüchternde Ton der französischen Siegesposaunen. Heldenmüthige Thaten bezeichnen diese Tage für die Preußen. Ihre Reiterei und freiwilligen Jäger trieben die Flüchtigen vor sich her bis in die Wälder bei Torgau, wo sie mit Hinterlassung ihres Gepäcks, ihrer Artillerie und Munition und zahlloser Verwundeten einige Ruhetage fanden. Die Angst und Muthlosigkeit der Franzosen war so groß, daß sich eine Menge lächerlicher Scenen aus der Zeit der Niederlage bei Roßbach erneuerten. So brachte ein von drei Landwehrreitern begleiteter Unterofficier 106 Gefangene ins Hauptquartier. An acht, vom freiwilligen Jäger Busse geführte

Husaren ergaben sich 200 Franzosen, Italiener und Rheinbündner. In den Laufenden war kein Halten mehr. Viele flohen in den Harz, einige sogar durch Franken der geliebten, widerwillig von ihnen aufgegebenen Heimath zu. Die Meisten zogen nach Leipzig, wo sie in bejammernswerthem Zustande, mit verbundenen Köpfen, manche sogar demüthig auf Kühen reitend, ihren Einzug hielten.

Marschall Ney selbst schrieb damals an den Commandanten von Wittenberg: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee, sie versagt mir den Gehorsam, sie hat sich in sich selbst aufgelöst! Nehmen Sie, Herr Commandant, danach Ihre Maßregeln.“

Dennewitz war die Schlacht, von welcher ein Franzose, der Kronprinz von Schweden, selbst öffentlich erklären mußte: „das heldenmüthige Beispiel, welches die preußische Armee gegeben hat, wird ewig in dem Andenken deutscher Krieger bleiben und alle diejenigen begeistern, welche für das Vaterland zu den Waffen greifen.“ Es war die Schlacht, worin Carl Johann die preußische Landwehr mit Kolbenschlägen nie zuvor gehörte Wunder der Tapferkeit ausführen sah und sein Erstaunen darüber öffentlich kundgab. Napoleon aber hatte auf deren Ausgang noch einmal weitaussehende

Pläne und stolze Hoffnungen gebaut. Bei dem gefangenen Oberst Clouet, Ordonnanzofficier des Kaisers, hatte man an den Marschall Ney Depeschen gefunden, worin diesem aufgegeben war, gleich nach erfochtenem Siege ein Corps zur Unterstützung Davoust's an die Elbe zu entsenden, ein zweites eilends nach Berlin zu schicken, um sich alles königlichen und des Staatseigenthums zu bemächtigen, während der Marschall mit dem dritten selbst sofort nach Schlesien aufbrechen sollte, um in Verbindung mit der französischen Hauptmacht, unter des Kaisers persönlicher Anführung, Blücher's Armee zu vernichten.

Die verlorene Schlacht bei Dennewitz gab dem einst unüberwindlichen Imperator in der öffentlichen Meinung von seiner Unbesiegbarkeit den dritten Hauptstoß. Für die Deutschen aber war der Krieg bereits zum heiligen Volkskriege geworden. Täglich verstärkten neue Schaaren Freiwilliger und oft nur wenige Tage geschulte, aber kampflustige Landwehrregimenter das preußische Heer, während fliegende Corps, den Feind im Rücken und auf den Flanken haselirend, seine Convoys und Zufuhren, nicht selten ganze Artillerieparks nebst Bedeckung als gute Beute davonführten.

Napoleon selbst erkannte, daß seine Sache verloren

sei, wenn er nicht einen Schlag ausführte, wodurch seinen Waffen sofort ein täuschender Glanz verliehen und der gesunkene Wahn seiner Unüberwindlichkeit vor dem gänzlichen Untergange gerettet würde. Mißmuthig theilte er Berthier in Reichenbach seine Pläne mit, als er sich von dort, auf die Nachricht, daß sich das Heer der Verbündeten von Böhmen nach Dresden in Bewegung setzte, in die sächsische Hauptstadt zurückbegab. Aber das Heer war durch die kreisförmige Bewegung der Alliirten schon zersplittert. Das Feuer brannte auf allen Enden; aller Orten schien die rettende Hand des Kaisers nothwendig.

Gegen Ende des Septembers gab der Kronprinz von Schweden in seinem zwölften Bulletin folgende Darstellung von der Lage der Dinge: „Seit dem Ende des Waffenstillstandes hat die vereinigte Armee von Norddeutschland mehr als 28,000 Gefangene gemacht. Vom 17. August bis 18. September sind durch Berlin als Kriegsgefangene gebracht: 18,257 Soldaten und 299 Officiere; 2000 etwa waren dahin noch unterweges; 3000 sind krank zurückgeblieben in den Hospitälern von Jüterbogk, Treuenbrietzen, Belzig und Brandenburg. Das Armeecorps des Grafen Wallmoden, welches seine Gefangenen nach Stralsund schickt, hat deren 4000 gemacht."

„Wenn man zu diesen die Todten, Schwerverwundeten oder Vermißten hinzurechnet, so kann man den Totalverlust der französischen Armee, welche der norddeutschen gegenübersteht, seit dem 17. Aug. auf 45,000 Mann schätzen.“ „Die Gefangenen, welche von der Armee des General Blücher und der großen Armee von Böhmen gemacht sind, belaufen sich auf 40,000 Mann. Man kann also ohne Uebertreibung den feindlichen Verlust seit dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten auf 100,000 Mann und 250 Kanonen schätzen.“

Dagegen versicherte Napoleon in seinen Armeeberichten: „man könne die Prahlereien des Feindes wegen einiger von ihm erfochtener unbedeutender Vortheile nicht ohne Mitleiden hören und lesen.“ — Seine Erbitterung ging damals so weit, daß er durch einen Artikel der Leipziger Zeitung den Kronprinzen von Schweden als einen undankbaren, verrätherischen, ja bis zum Wahnsinn verrückten Menschen darstellen ließ.

Carl Johann rächte sich für diesen Schmachartikel durch die Auflösung des Königreichs Westphalen, welche durch den kühnen Czernitscheff am 1. October glorreich vollbracht wurde. Zweiundvierzig Kanonen, große Munitionsvorräthe, Montirungsmagazine, gefüllte Kassen und des Königs Staatswagen mit den sechs eingefahrenen

Hirschen waren die Erfolge dieses mit Blitzesschnelle ausgeführten Unternehmens. — Fast zur selben Zeit wurde Braunschweig, des Reiches zweite Hauptstadt, durch 500 Landwehrreiter unter Anführung des kühnen Obristlieutenants v. Marwitz überrumpelt und die Besatzung unter dem Befehl des Generals Klösterlein bei Wolfenbüttel zu Gefangenen gemacht.

Der kleine Krieg wurde dem französischen Kaiser fast verderblicher als der große. Es verstrichen oft Wochen, in denen die Verbindung zwischen Paris und dem kaiserlichen Hauptquartier durch die überall schwärmenden Freischaaren abgeschnitten war. Auch die Subsistenzmittel wurden täglich knapper. — In Dresden hatte der Mangel am Nöthigsten schon eine bedenkliche Höhe erreicht. Es leuchtete dem bisher so beharrlichen Kaiser ein, daß es jetzt das Rathsamste sei, sobald als möglich die Armeecorps, die bisher genöthigt waren nach allen Seiten hin Front zu machen, mit dem Kerne seiner Macht zu vereinigen und einen entscheidenden Schlag zu wagen. Siegte die große Armee, so kehrte sie mit Glanz an die Elbe zurück und der Krieg nahm dann eine entscheidend vortheilhafte Wendung in Deutschland. Ward sie geschlagen, zog man sich bis zum Rhein zurück, näherte sich den auf den Aufruf der

Kaiserin bereit stehenden Reserven, die gering angeschlagen, 280,000 Mann betrugen und war durch eine dreifache Festungslinie gedeckt. Nur auf heimischem Boden konnte Napoleon von dem exaltirten Nationalenthusiasmus und von dem, durch Niederlagen im schon eroberten Lande schmerzlich gekränkten Ehrgefühl seiner Soldaten noch große Resultate erwarten.

Der Plan des Kaisers stand jetzt fest. Als die Corps von Marmont und Poniatowsky an Dresden vorüber nach der Gegend von Meißen zogen, wurden unter Napoleon's Umgebung die Gespräche von Verlegung des Hauptquartiers nach Leipzig immer lauter. Den Garden wurde zur Stillung ihres Mißmuthes bei der Parole verheißen: binnen 14 Tagen sollte sich die Lage der Dinge gewiß ändern! —

Es war am ersten October, als Napoleon in Gesellschaft Murat's und Caulincourt's mit großem Gefolge durch die Pirnaische Gasse nach Pillnitz ritt, und sein Leibpferd — eine Rehfalbe — plötzlich unter ihm zusammenstürzte. Der Kaiser schien von einer düsteren Vorahnung angeflogen zu werden. Mit verschränkten Armen und finstern Blicken stand er vom Fall aufgerichtet auf derselben Stelle, bis ihm ein anderes Pferd vorgeführt wurde.

Am folgenden Tage ging Macdonald's Heerhaufen und Sebastiani's Reiterei von Pirna auf das linke Elbufer; andere Schaaren folgten. Gleiche Züge von Infanterie und Reiterei drängten sich am 5. durch Dresden. Murat ging ab zur Uebernahme des Befehls über die unter Lauriston, Poniatowsky und Victor stehenden Armeecorps, welche am Erzgebirge das vordringende große Heer der Verbündeten aufhalten sollten.

Napoleon vermehrte seine Garde an demselben Tage durch ein Bataillon der sächsischen Grenadiergarde, durch ein neugebildetes Bataillon Polen und durch die auserlesenste Mannschaft der noch in Dresden befindlichen Westphalen. General Curial mußte diese Truppen bis in die kleinsten Details mustern und sie der alten Garde, welche schon große Verluste erlitten hatte, einverleiben. Zwei Armeecorps von etwa 30,000 Mann wurden unter Gouvion St. Cyr's und des Grafen von der Lobau — Mouton — Befehlen, zur Vertheidigung von Dresden bestimmt.

Ein heftiger Zorn bemächtigte sich des Kaisers, als am 5. October die Nachricht von Blücher's Marsch und Elbübergang bei Wartenberg einlief. Sogleich wurden die Reisewagen gepackt und dem Könige von

Sachsen Napoleon's Wunsch erklärt: Er möge gemein-schaftlich mit ihm Dresden verlassen. Dle Abreise sollte jedoch erst am 7. nicht vor sechs Uhr Morgens geschehen.

Friedrich August mußte sich fügen; ihm blieb ja keine andere Wahl. Napoleon arbeitete eifrig bei vieler Kerzen Schein die ganze Nacht hindurch. Eil-boten gingen an Murat ab, daß er sich über Rochlitz nach Leipzig ziehe. Ordonnanzen jagten nach allen Richtungen. Endlich nahm der nie Ruhende gegen Morgen ein erfrischendes Bad, warf sich um 6 Uhr in den bereit stehenden Wagen und fuhr am linken Elb-ufer über Wilsdruf nach Meißen. Während Napoleon sein Hauptquartier im Schlosse zu Seehausen nahm, blieb der König von Sachsen in Meißen, unter dem Schutz einer zahlreichen Abtheilung der französischen Garde, mit welcher ein Bataillon der sächsischen Grena-diergarde vereinigt war. Am nächsten Tage ging Na-poleon bis Wurzen, am 9. bis Eilenburg.

Um diese Zeit bildeten die sämmtlichen Heere der Verbündeten zwei Parallellinien, wovon die eine über Commotau, Marienberg, Chemnitz und Altenburg fortlief; während die andere von Dessau über Halle nach Merseburg reichte. Mitten inne befand sich das

französische Heer, welches von Dresden her, sich zwischen der Elbe und auf beiden Seiten der Mulde zu concentriren suchte.

Napoleon's Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Vereinigung der Verbündeten zu hindern, da er des festen Glaubens war, sie zu besiegen, wenn es ihm gelänge, sie einzeln anzugreifen. Das deutete auch sein blitzschnelles Hin- und Herfahren zwischen der Mulde, welches allerdings die beabsichtigte Vereinigung der verbündeten Heeresmassen in seinem Rücken um einige Tage verzögerte; aber doch nicht verhindern konnte, daß sie am 14. October zu Stande kam. Vergebens hatte Murat versucht, durch den ungestümen Anfall seiner Reiterei, die in diesen Tagen durch sechs alterprobte, unter Pajol's Anführung aus Spanien angekommene Regimenter verstärkt war, die noch bestehende Lücke bei Güldengossa offen zu erhalten. Mit russischer Reiterei vereint, allerletzt noch durch einige österreichische Schwadronen unterstützt, maßen sich hier zum ersten Male die kaum errichteten schlesischen Uhlanen, neue schlesische und märkische Kürassiere und die schlesische Landwehrcavallerie mit der auserlesensten französischen Reiterei. Voll Vertrauen auf diese Braven, setzte sich Murat mit gewohnter Kühnheit an ihre Spitze und brach unter

Schutz seines schweren Geschützes auf die preußisch-russische Reiterei los. Diese stürzte mit des Sturmwinds Kraft auf die französischen Reiter und jagte sie gleich einer wilden Windsbraut vor sich her. Schon waren mehrere Geschütze von den schlesischen Kürassieren erobert, und man war daran, sie in Sicherheit zu bringen, als der erneuerte Andrang von 8000 Reitern die tapfern Preußen zwang, Front gegen den anstürmenden Feind zu machen. Dieser wurde geworfen, und noch einmal, als Murat, der nicht nachgeben wollte, auch die östlich von Wachau und Markkleeberg aufgestellte polnische Reiterei hatte anrücken lassen.

Den Franzosen kostete der erbitterte Kampf 1000 gefangene Reiter. Ebensoviele bedeckten todt oder verwundet den Walplatz. Die Stolzen hatten gelernt, der Preußen und Russen überlegene Reiterkraft und Gewandtheit zu schätzen. Es waren meist markige Deutsche, die in Vaterlandsbegeisterung auf sie einhieben, nicht mehr die Landsturmslanceros von Copons und Villa Campa, mit denen sie es allerletzt in Catalonien zu thun und im offenen Felde stets leichtes Spiel gehabt hatten. Der König von Neapel selbst, welcher seine nach der ersten Charge der Preußen flüchtig werdenden Reiter an der Spitze eines kleinen Gefolges aufhalten

wollte, entkam nur mit größter Anstrengung der Gefangenschaft. Er wurde erkannt, und eine preußische Escadron drang auf ihn ein. Das Gefolge floh nach allen Seiten, und ein junger preußischer Officier setzte in gestrecktem Carriere dem wallenden Reiherbusche nach, unter dem Rufe: „Halt König, ergieb Dich!" — Zu hastig auf seine Beute, bemerkte der kühne Jüngling leider nicht, daß Murat's Stallmeister ihm die linke Seite abgewann. Des erhaltenen Hiebes achtete der brave Preuße nicht. In dem Augenblick aber, als er den König greifen wollte, rannte ihm der Stallmeister den Pallasch durch den Leib. Er stürzte, und der König, die Schnelligkeit seines Rosses beflügelnd, entkam den nachsetzenden preußischen Reitern. Der hochherzige Jüngling war ein Junker vom edeln Schlage, der Lieutenant von Leppe im ersten neumärkischen Dragonerregiment. — Der französische Stallmeister ritt am folgenden Tage das schöne erbeutete Pferd, ward von Murat zum Oberstallmeister gemacht und erhielt von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion.

Die schwere Kanonade, mit welcher der Tag begonnen, dauerte fort, bis der Abend einbrach. Liebertwolkwitz stand in Flammen. Napoleon verweilte während des Gefechts auf freiem Felde zur Linken der Straße, die

nach Eilenburg und Wurzen führt. Die Garden hatten einen dichten Kreis um den Imperator geschlossen. Zahllose Ordonnanzofficiere brachten Nachricht vom Gange des Gefechts. Er selbst suchte aus dem näheren oder ferneren Schall das nicht Rapportirte zu combiniren.

Mit diesen Berechnungen beschäftigt, dann und wann einen Bissen des auf einem Holzstamme servirten frugalen Mahles einnehmend und mit dem Fuße das naheliegende Holz zum Beleben des Feuers zusammenstoßend, entging ihm doch ein Reisewagen nicht, worin der König von Sachsen, seine Gemahlin und Tochter sich befanden, und der eingeschüchtert durch des Geschützes nahen Donner gestreckten Laufes auf der Chaussee einherjagte.

Der Kaiser sprang schnell auf, eilte zu Fuß dem Wagen entgegen, ließ halten und sprach einige beruhigende Worte zu den Geängstigten. Sie fuhren dann nach Leipzig hinein, um, wenigstens der König, einige Tage später als Gefangener nach Berlin abgeführt zu werden. Napoleon selbst aber ritt am Morgen des 19. aus der Stadt, wo die von ihm im März gehegte so kühne Hoffnung, sich Deutschland noch einmal ganz zu eigen zu machen, an der Begeisterung der Nation,

in dem Kampf um des Lebens allerheiligste Güter: Freiheit, Ehre und volksthümliche Selbstständigkeit, für immer zerstäubte. Es waren die Güter, deren Erwerb, Behauptung und dauernden Schutz die Monarchen und ihre Feldherren als beglückende Folgen des Sieges den Völkern heilig verheißen hatten. Kein Deutscher zweifelte an der Erfüllung des großen, heilig gegebenen Worts. — Daher jener unbezwingliche Muth, jene Tapferkeit und unerhörte Ausdauer, die selbst den Mangel an geübter Kriegskunst der Führer ersetzten.

Wenn ich vor der eigentlichen Octoberschlacht, der entscheidenden Völkerschlacht, der so viel durch Sang und Klang und Bild gefeierten und dennoch so vielseitig, als sei sie nicht dagewesen, vergessenen Schlacht den Vorhang fallen lasse, wenn ich zu der an jenen großen Tagen von den beiderseitigen Heeren entwickelten Strategie keine neuen Bemerkungen hinzufüge, so liegt der Grund in der Anlage meines Buches. Was das preußische Heer war vor dem Kampfe um die Freiheit, was später aus ihm geworden — welchen Ruhm das neupreußische gegenüber dem altdressirten, aber nicht für die Sache begeisterten preußischen Heere bei Jena sich erworben — was es noch einmal leisten wird, wenn es

für gleiche Principien, wie damals, auf dem Kampfplatz erscheinen sollte — das ist es, was meine Feder bei der Abfassung dieses Artikels geleitet hat. Haben auch Oesterreicher und Russen sich nicht unrühmlich im Freiheitskriege erwiesen, so treten doch die Thaten der kampfgeübteren Bundesgenossen zumeist in den Hintergrund, wo die Preußen den Mangel eines mehrjährigen Drillens und die Minderzahl einem übermächtigen Feinde gegenüber, durch die Begeisterung der Vaterlandsliebe ersetzten. Das noch in Frankreich durch Freiwillige aus allen Stämmen sich fortwährend ergänzende Heer fühlte sich niemals besiegt, wenn auch einmal geschlagen.

Die letzten Momente der Schlacht von Waterloo.

Am glänzendsten aber bewährte sich die Opferbereitwilligkeit, der Todesmuth der Preußen, als sie im Jahre 1815 am 16. Juni bei Ligny geschlagen, der allernöthigsten Verpflegung entbehrend, unter Strömen von Regen, auf grundlosen Wegen zwölf Stunden unverdrossen vorwärts eilten, keinem andern als dem Wort: „Vorwärts!“ des greisen Feldmarschalls Folge

gebend, die von Lord Wellington schon fast verloren gegebene Schlacht bei Waterloo zum Stehen und zu einer für die Alliirten so glücklichen Wendung brachten. Die Preußen waren es, die ohne Beihülfe der noch fern stehenden, zögernd heranrückenden Oesterreicher und Russen die große Entscheidung herbeiführten, die den schon siegestrunkenen französischen Kaiser von dem kaum wiedergewonnenen Thron des schönen Frankreichs auf das trostlose Felseneiland versetzte, wo er von innerem Gram verzehrt, kaiserlichen Glanzes beraubt, sechs Jahre später sein ruheloses Leben verhauchte.

Es war fünf Uhr, und noch schwankte der grausige Kampf nach fast achtstündiger Dauer zwischen Braine und Mont St. Jean hin und her; bald schien diesem, bald jenem Theile der Sieg zu winken. In dumpfem Schweigen rückten allerletzt die Colonnen von beiden Seiten zum Angriff vor; jeder hatte seinen Gegner erkannt, und wußte, was er von ihm zu erwarten hatte.

Die englischen Reserven waren fast verbraucht, während die französischen Garden noch unbeweglich auf den gegenüber liegenden Höhen standen. Die Lage Wellington's wurde mit jedem Augenblick schwieriger; er mußte befürchten, daß ein erneuerter Angriff des Feindes günstiger ausfalle als die vorigen und die

Schlacht, ehe die erwarteten Preußen ankämen, zu seinem Nachtheil entscheide. Mit Sehnsucht blickte er daher wie die ganze britische Armee, links nach dem Walde von Frichemont, aus dem Blücher hervorbrechen mußte, allein er sah und hörte nichts. — Wellington fing an ungeduldig zu werden. Die Uhr in der Hand, den einen Fuß über den Sattel geschlagen, hielt er auf der Höhe von St. Jean. Immer dringender wurde die Gefahr, immer näher rückte der Augenblick, wo die Tapferkeit der Briten und ihrer Bundesgenossen dem Andrange der feindlichen Uebermacht erliegen mußte. Immer lauter wurden die Aeußerungen der ihn umgebenden Generale, daß man anfangen müßte die Geschütze aus der Position zu ziehen.

„Noch zehn Minuten!“ rief er mit entscheidender Stimme — „und wir beginnen den Rückzug.“ — Da donnerten die ersten preußischen Kanonenschüsse vom linken Flügel her, und mit Lebhaftigkeit befahl jetzt Wellington, alle Kräfte anzuwenden, um sich nicht nur zu halten, sondern wenn irgend möglich vorzubringen. Jubelnd tönte es durch die Glieder des britisch-belgischen Heeres: „die Preußen kommen heran!“ — Alle fühlten sich von neuer Kraft beseelt. — Zehn Minuten lagen zwischen dem Beschlusse des Rückzuges

und dessen Ausführung; zehn Minuten, ein kleiner Raum und doch so inhaltsschwer für die Weltgeschichte! Ein an der Spitze der preußischen Colonnen umgeworfener Wagen, eine kleine abgebrochene Brücke war hinreichend, jetzt der Schlacht eine andere Wendung zu geben, wenigstens die Folgen derselben um ein Großes zu schwächen.

Fürst Blücher hatte sein dem Herzoge von Wellington in der Nacht zuvor gegebenes Wort in ritterlicher Weise gelöst. Schon am Morgen war das vierte Corps zur Hülfe abmarschirt. Als die ersten Kanonenschüsse von Mont St. Jean her bei Wavre gehört wurden, schmetterten Trompeten und Hörner, wirbelten die Trommeln als Zeichen zum Aufbruch. Alle Schaaren rüsteten sich in Hast und wurden während des Aufenthalts, den der Abmarsch der vordersten Colonne verursachte, durch die Anführer in kurzen kräftigen Worten ermahnt, sich des bisher erworbenen Ruhmes würdig zu zeigen. Die Luft ertönte vom Hurrah der Truppen. Alle glüheten im edelsten Muth; alle sehnten sich, die am 16. erlittene Niederlage zu rächen.

Nur das dritte Corps unter Thielemann blieb zur Abwehr der gegen die Preußen detachirten feindlichen Schaar bei Wavre zurück; alle andern eilten in

zwei Colonnen den bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe. Fürst Blücher befand sich bei der Avantgarde.

Trotz aller Eile bewegte sich die Masse doch nur langsam. Wälder, die im Wege lagen, Hohlwege, durch welche die Straßen führten, schmale Brücken, die zu passiren waren, legten, verbunden mit dem durch den in Strömen während der letzten Tage ganz aufgelösten Boden, dem Marsche so große Hindernisse in den Weg, daß es schon zwei Uhr war, ehe die Arrièregarde des ersten Corps in Bewegung kam. Die Hindernisse häuften sich, je weiter man vordrang, und so kam es, daß man zur Zurücklegung des Weges von Wavre bis in die Gegend von Smouchen, fast acht Stunden brauchte. Dennoch strengten die Truppen — zum Theil pommersche Landwehren — alle Kräfte an, um das Ziel zu erreichen. Hatte irgend ein Hinderniß den Marsch aufgehalten und die Colonnen auseinander gebracht, so setzten sich die Letzten in Trab, um ihre Vorderleute zu erreichen, und legten oft mehr als tausend Schritte im vollen Laufe zurück. Die Truppen waren trotz des Mangels und des abscheulichen Weges in bester Laune; der Marsch schien eher zu einem militärischen Feste als zu einer Schlacht zu gehen.

Fürst Blücher kam gegen 5 Uhr bei dem Walde von

Frichemont an. Ein flüchtiger Blick auf die Schlacht zeigte ihm, daß diese der Entscheidung nahe sei, ein anderer auf seine nächste Umgebung, daß feindliche Truppen zu seinem Empfange bereit, von den Seinigen aber kaum erst zwei Brigaden und etwas Reiterei zu seiner Verfügung heran sei. Dennoch war keine Zeit zu verlieren; er beschloß daher, mit der geringeren Zahl den Angriff zu wagen und die übrigen Streitkräfte so schnell als möglich heranzuziehen.

Unter dem lauten Schall der Trompeten, Hörner und Trommeln brachen die beiden Brigaden aus der versteckten Aufstellung hinter dem Walde von Frichemont hervor. Allein die Franzosen, welche bisher im Bivouak gestanden, hatten ihr Anrücken bemerkt; sie waren rechts eingeschwenkt und empfingen sie mit einem nachdrücklichen Kanonenfeuer. Die Preußen — wie vorhin gesagt, zum größten Theil pommersche Landwehrmänner, thaten Wunder der Tapferkeit, allein ihre Zahl war zu gering; sie konnten für den Augenblick nichts thun, als das gewonnene Terrain behaupten.

Napoleon ließ zur Beruhigung der Truppen durch den General Labedoyère das Gerücht verbreiten, die nahenden Colonnen gehörten zu Grouchy's Corps, die den Feind in die linke Flanke nehmen würden. Für die

Abwehr der Preußen glaubte er durch das sechste Corps gesorgt zu haben. Es stand bei ihm fest, von den kräftigen Angriffen auf das britische Centrum jetzt noch weniger als vorher abstehen zu dürfen.

Auf die Nachrichten von den auf der Front bereits erlittenen Unfällen antwortete er daher: „en avant!" Des Feindes Batterien, von denen die Generäle melden ließen, daß sie die Truppen vernichteten, befahl er kurzweg zu nehmen, und als sich die Botschaften erlittener Unglücksfälle häuften, sprengte er zu der Garde.

„Soldaten!" rief er mit hastiger Stimme, „ohne euch ist die Schlacht, ist Frankreich verloren; ich rechne auf euch, ihr werdet beide retten. Schon oft habt ihr Getreuen mein Vertrauen gerechtfertigt, ihr werdet es heute nicht täuschen. Ich setze mich an eure Spitze; erobern wir die Höhen auf dem rechten Flügel der Engländer, so ist die Schlacht gewonnen. Soldaten! Frankreich wird euch seine Rettung danken."

Gleich nach diesen Worten setzte er sich an die Spitze der treuesten und besten seiner Truppen und sprengte gegen die Höhe. Acht Regimenter der alten Garde folgten ihrem Kriegsherrn unter dem lauten Rufe: „Vive l'Empereur!"

Einige hundert Schritte von der englischen Front

ritt er, auf die dringenden Vorstellungen Bertrand's und anderer ihm ergebener Generale, seitwärts und ließ die Garde vorbeipassiren. Zürnend trafen ihn da die Blicke mancher der alten Gefährten seiner ruhmvollen Siege; sie hatten geglaubt, er werde den Sieg oder den Tod mit ihnen theilen, und sahen ihn jetzt verwundert der letzten Entscheidung ausweichen. Ein Kartätschen-Hagel lichtete die dichtgedrängten Reihen der Leibwächter, noch ehe sie die Höhe erreichten; dort angekommen, wurden sie von 8000 Mann der ausgesuchtesten englischen Infanterie mit kalter Entschlossenheit empfangen. Zur selben Zeit brachen — ein herrlicher Anblick — siebenzehn Reiterregimenter hinter Mont St. Jean auf ihre Flügel ein. In wenigen Minuten waren sie umzingelt. Keine französische Cavallerie zeigte sich zur Rettung der Garden. Tod oder Gefangenschaft war ihre einzige Wahl. Von allen Seiten rief man ihnen zu, sich zu ergeben. Der einmüthige Ruf: „La garde meurt, mais ne se rend pas!“ und ein lebhaftes Gewehrfeuer war die Antwort darauf. Ja, einige Bataillons trieben — unglaublich und doch wahr — die Selbstverleugnung so weit, daß sie, auf Rettung verzichtend, die Waffen gegen einander kehrten und, um nicht die Schmach zu erleiden, die alte Garde gefangen zu sehen, sich selbst den Tod gaben.

Es war dies ein Heldenmuth, der, wenn auch für die Sache Napoleon's bewiesen, den Namen dieser Truppen unsterblich gemacht hat*).

Als der französische Kaiser den unglücklichen Ausgang dieses letzten Rettungsversuchs gewahrte, schien er das Schicksal seiner Treuen theilen zu wollen, allein Bertrand's und Anderer Bemühungen hielten ihn nochmals ab, seine Laufbahn auf dem Schlachtfelde zu enden. Zwei Pferde waren unter ihm getödtet; er kehrte zu Fuß mit nur geringer Begleitung zu seinen noch übrigen Truppen zurück. Auch Ney's Pferd war von einer Kugel durchbohrt; nur durch ein Wunder entging er der Gefangenschaft. General Friant lag todt, Cambronne, der tapfere Anführer der Garden, schwer verwundet auf dem Schlachtfelde. Der größte Theil der Garde war getödtet und verwundet, nur ein kleiner Theil gefangen, der allerkleinste unter dem Schutze der Dämmerung entkommen.

---

*) Diese Details sind allererst mündlichen Erzählungen französischer Officiere, welche den letzten Angriff mitmachten, und französischen Militärschriftstellern entnommen; später aber auch durch englische und preußische Berichte, denen wir zum Theil unsere Angaben entnommen, bestätigt; das heroische Benehmen der Garden in den letzten Momenten der Schlacht ist vollkommen wahr, so oft man sich auch bemüht, es in Abrede zu stellen.

Während die Garde bei Mont St. Jean die blutige Niederlage erlitt, war General Bülow, von den zwei zurückgebliebenen Brigaden seines Armeecorps unterstützt und von einem Theil des zweiten verstärkt, im Stande gewesen, den General Mouton-Duvernet zurückzudrängen und bis in die Gegend von Planchenoit vorzudringen. Das Dorf wurde von einigen Bataillons Kerntruppen vertheidigt und legte den anstürmenden Pommern große Schwierigkeiten in den Weg. Indessen verursachte das ungestüme Vordringen der Preußen Unordnung in der französischen Linie; man sah dort Geschütz abfahren und die Feldbagage zurückgehen. Alles schien auf den Rückzug des französischen Corps zu deuten und dieser auch unter dem Schutze der Nacht ungestört bewerkstelligt werden zu können. Da veränderte das plötzliche Erscheinen der Heeresabtheilung, die sich gegen 8 Uhr unter Ziethen's Befehl in der rechten Flanke der französischen Fronte auf der Linken des Mouton'schen Corps zeigte, die Scene und brachte die Entscheidung für die endlos erscheinende Schlacht.

In Sturmeseile griff der Vortrab unter General Steinmetz das Dorf Frichemont an, um welches die Nassauer und die Franzosen bereits kämpften. Hiebei ereignete es sich, daß die Kugeln der preußischen Tirailleurs,

durch die den französischen Uniformen fast gleiche Kleidung, die besonders durch große rothe Epaulettes hervorleuchtete, irre geleitet, den Feind wie den Freund trafen. Die Nassauer, auch die Röcke der Preußen verkennend, antworteten, und erst nachdem ein Adjutant den gegenseitigen Irrthum aufgeklärt hatte, gelang es ihren vereinten Anstrengungen, den hartnäckig sich vertheidigenden Feind aus Frichemont zu vertreiben.

Kaum aber war das Dorf in den Händen der Verbündeten, als der General Ziethen, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, sämmtliche disponible Artillerie unter dem Schutze der Dämmerung gerade in den Rücken des Feindes entsandte.

Auf die pflichtmäßige Einwendung des Commandeurs der Artillerie, daß die Geschütze zu sehr blosgestellt sein würden, antwortete Ziethen: „Auf die Hoffnung, den Feind zu vernichten, kann man schon ein paar Dutzend Kanonen wagen."

Da rollten gegen 50 Feuerschlünde fort, protzten ab und warfen links und rechts Granaten, Kartätschen und Vollkugeln um sich her. Einige Minuten vor der Ankunft der Geschütze zeigte der Feind noch völlige Ordnung. Kaum indessen waren diese erschienen, als sich das Schauspiel änderte. Mit starrem Staunen blickten

Während die Garde bei Mont St. Jean die blutige Niederlage erlitt, war General Bülow, von den zwei zurückgebliebenen Brigaden seines Armeecorps unterstützt und von einem Theil des zweiten verstärkt, im Stande gewesen, den General Mouton-Duvernet zurückzudrängen und bis in die Gegend von Planchenoit vorzudringen. Das Dorf wurde von einigen Bataillons Kerntruppen vertheidigt und legte den anstürmenden Pommern große Schwierigkeiten in den Weg. Indessen verursachte das ungestüme Vordringen der Preußen Unordnung in der französischen Linie; man sah dort Geschütz abfahren und die Feldbagage zurückgehen. Alles schien auf den Rückzug des französischen Corps zu deuten und dieser auch unter dem Schutze der Nacht ungestört bewerkstelligt werden zu können. Da veränderte das plötzliche Erscheinen der Heeresabtheilung, die sich gegen 8 Uhr unter Ziethen's Befehl in der rechten Flanke der französischen Fronte auf der Linken des Mouton'schen Corps zeigte, die Scene und brachte die Entscheidung für die endlos erscheinende Schlacht.

In Sturmeseile griff der Vortrab unter General Steinmetz das Dorf Frichemont an, um welches die Nassauer und die Franzosen bereits kämpften. Hiebei ereignete es sich, daß die Kugeln der preußischen Tirailleurs,

durch die den französischen Uniformen fast gleiche Kleidung, die besonders durch große rothe Epaulettes hervorleuchtete, irre geleitet, den Feind wie den Freund trafen. Die Nassauer, auch die Röcke der Preußen verkennend, antworteten, und erst nachdem ein Adjutant den gegenseitigen Irrthum aufgeklärt hatte, gelang es ihren vereinten Anstrengungen, den hartnäckig sich vertheidigenden Feind aus Frichemont zu vertreiben.

Kaum aber war das Dorf in den Händen der Verbündeten, als der General Ziethen, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, sämmtliche disponible Artillerie unter dem Schutze der Dämmerung gerade in den Rücken des Feindes entsandte.

Auf die pflichtmäßige Einwendung des Commandeurs der Artillerie, daß die Geschütze zu sehr blosgestellt sein würden, antwortete Ziethen: „Auf die Hoffnung, den Feind zu vernichten, kann man schon ein paar Dutzend Kanonen wagen."

Da rollten gegen 50 Feuerschlünde fort, protzten ab und warfen links und rechts Granaten, Kartätschen und Vollkugeln um sich her. Einige Minuten vor der Ankunft der Geschütze zeigte der Feind noch völlige Ordnung. Kaum indessen waren diese erschienen, als sich das Schauspiel änderte. Mit starrem Staunen blickten

die feindlichen Schaaren anfangs auf die so unerwartete Erscheinung, doch die preußischen Kugeln, welche mit solchem Eifer und in größter Nähe auf sie abgefeuert wurden, gaben ihnen bald die Besinnung wieder. Die Ecken der Vierecke fingen an sich abzustumpfen, aus den im Marsch begriffenen Colonnen wurden ungeregelte Massen, diese lösten sich bald in Debandade auf und vollendeten dadurch die Verwirrung des rechten Flügels. Zu gleicher Zeit erhob sich weiter rechts in der Gegend von La Haye Sainte ein dumpfes wildes Geschrei, welches von den Linientruppen wegen der schon erzählten Niederlage der Garden veranlaßt war. Die übrigen Colonnen wurden dadurch so in Schrecken gesetzt, daß sie unter dem Unglücksruf: „La garde est perdue!" Kehrt machten und ohne Plan zurückeilten. Dadurch veranlaßt, trat die ganze Linie den Rückzug an. Allein auch dieser artete, als die zurückgehenden Truppen aus der Richtung des Feuers vernahmen, daß das Dorf Planchenoit von den Preußen genommen, in eine völlige Flucht aus; die Bande der Subordination waren wie auf einen Zauberschlag vernichtet; weder Bitten noch Drohungen der Officiere vermochten derselben Einhalt zu thun. Der panische Schrecken, welcher sich der Gemüther bemächtigt hatte und durch die einbrechende Nacht

noch vergrößert wurde, riß die Armee willenlos mit sich fort. Die Kanoniere hieben die Stränge von den Geschützen, die Kürassiere fingen an sich der bedrückenden Panzer zu entledigen, die Infanterie warf das Gepäck, mitunter auch schon die Gewehre von sich und eilte der großen Straße zu. Das im tiefen Grunde liegende Dörfchen Maison du Roi war es, worauf die letzte Reserve, der rechte Flügel und das Centrum in gleicher Hast losstürzten. Nicht zu beschreiben war das Gedränge, welches in dem Defilé entstand. Jeder Einzelne dachte nur daran, sich Platz zu machen. Mit dem Schwert in der Hand bahnte sich der Reiter einen Weg, gleichgültig, wen seines Rosses Huf zertrat. Ohne das Flehen und Winseln der zu Boden Geworfenen zu beachten, jagten die Geschütze, welche sich bis hierher gerettet, zermalmend durch die Menschenknäuel, und die zahllosen Stückkugeln, welche von allen Seiten in das sich wehrlos zusammendrängende Chaos einschlugen, verwirrten den unauflösbaren Knoten noch mehr.

Sobald die Verbündeten die Verwirrung der Gegner übersahen, rückten sie im Sturmschritt nach. Die lauter donnernden Geschütze erhielten keine Antwort vom Feinde. Von allen Seiten wirbelte der Sturmmarsch, schmetterten die Trompeten zum Angriff; von allen Seiten stiegen

die verfolgenden Colonnen von den Höhen herab. Die zwischen Planchenoit und Rossome aufgestellten Batterien fügten dem Feinde in Maison du Roi den größten Schaden zu.

Der Zufall führte Blücher und Wellington bei dem Gehöft Belle Alliance zusammen. Nach einer kurzen, innerhalb der Meierei gehaltenen Besprechung überließ der Herzog, dessen Heer am 18. bedeutend größeren Verlust als die Preußen erlitten hatte, dem Fürsten Blücher von hier ab die Verfolgung des Feindes. General Gneisenau leitete dieselbe persönlich. Er nahm alle in der Nähe befindliche Reiterei, einige Fusilierbataillons und drei reitende Batterien zusammen und eilte dem Feinde nach. Tamboure und Hornisten wurden durch Beutepferde beritten gemacht und nebst sämmtlichen Trompetern zum Vortrabe geschickt, und von jetzt begann die eigentliche wilde Jagd.

Um sich von den übermenschlichen Anstrengungen des blutigen Tages zu erholen, hatten die Franzosen vor und hinter dem Städtchen Genappe ungeregelte Bivouaks bezogen. Der Schall der preußischen Hörner und Trompeten scheuchte aber die Müden bald wieder auf. In der Meinung, daß das ganze preußische Heer im Anmarsche sei, sprangen die Soldaten auf, ließen Waffen

und Gepäck zurück und eilten, sich in den hohen Kornfeldern zu verstecken. In dieser Weise wurden neun Bivouaks aufgeschreckt. Das „Hurrah!" einiger Uhlanen war mitunter hinreichend, Tausende von ihrem Lager zu verjagen. Nirgends wurde ferner Widerstand geleistet. Mit oft noch geladenen Kanonen, mit umgestürzten Geld- und Bagagewagen, die zu plündern für sie keine Zeit war, bemühten sich die Feinde die Straße zu versperren, dann flohen sie in Hast immer weiter. Das in Eile verbarrikadirte Städtchen Genappe schien sich vertheidigen zu wollen, allein das Hurrah eines der Fusilierbataillons und einige Kanonenschüsse reichten hin, den Feind aus dem Orte zu verjagen.

Dicht bei der Stadt fiel die Equipage Napoleon's nebst der ganzen Kriegskasse, die sich dort verfahren hatte, in die Hände des fünfzehnten Fusilierbataillons. Von da ab leisteten die Verfolgten die Nacht hindurch und auch am 19. des Morgens keinen Widerstand mehr. Um Mittag waren die Preußen im Besitz von Charleroi. An Verwirrung und Schrecken übertraf diese Flucht Alles, was man bei Höchstadt und Roßbach, selbst bei Jena und Leipzig gesehen. Bei der Ankunft in Charleroi war im französischen Heere nicht die kleinste Spur von Zucht und Ordnung zu sehen. Kürassiere und Train-

knechte, Dragoner und Grenadiere, Voltigeure und Husaren, Alle rannten pêle-mêle durch die Stadt. Nur wenige Kürassiere trugen noch den Harnisch, nur einzelne Infanteristen noch das Gewehr. Viele hatten sogar die Kopfbedeckung, die meisten die Tornister weggeworfen. Die Cavallerie war zum großen Theil ohne Pferde; viele Infanteristen sprengten auf Artillerie- und Trainpferden davon. Nur ein Dragonerregiment, das 10te, Dragons Napoléon, welches sich in Spanien stets rühmlich ausgezeichnet hatte, war in Ordnung geblieben und zog durch seine feste Haltung und den Ernst, der sich in den Zügen dieser alten erprobten Reiter offenbarte, die Blicke der Beobachter beim Durchmarsche auf sich*).

Der Kaiser selbst passirte in trauriger Gestalt durch die Stadt. Die preußische und englische Reiterei war ihm beim Ausgange der Schlacht so nahe gekommen, daß er sich zu Fuß durch den Garten der Meierei Caillou retten mußte. Er brauchte eine Stunde, um sich durch

---

*) Die Reiterei des abgesonderten englischen Armeecorps, bei welcher sich der Verfasser befand, hat im Jahre 1813 in Catalonien zum öfteren Gelegenheit gehabt, sich mit dem 10. französischen Dragonerregiment und dem 13. Kürassierregiment, welches gleichfalls bei Waterloo agirte, im rühmlichen Kampfe zu messen.

die Wagen und Kanonen zu winden, welche die Straßen erfüllten; ein viel bequemerer Weg über die Brücke bei dem Dorfe Ways war seinem Führer Lacoste, den er bei sich behalten, nicht bekannt. Den Tschako eines Chasseur-officiers auf dem Kopfe, den Mantel eines Reiters umgehängt, von nur wenigen Officieren begleitet, von noch wenigeren gesehen, ritt der gewaltige Mann, der vor wenigen Stunden sich zum Herrn der halben Welt zu machen geglaubt hatte, den 19. früh durch die Stadt, die er mit Pomp umgeben, des Sieges gewiß, vor zwei Tagen erst verlassen hatte! —

Aber erst am andern Morgen ließen sich die Wirkungen einer Schlacht ganz würdigen, deren letzte Momente wir hier nach den glaubwürdigen Berichten eines Augenzeugen wiedergegeben haben. Wohl nie ist auf einem so kleinen Raum eine so ungeheure Menge von Todten und Verwundeten gesehen worden. Der englische Verlust wurde auf 15,000 Mann, der, welchen die Preußen erlitten, auf 8000 angegeben. Ein flüchtiger Blick auf das Schlachtfeld lehrte, daß die Franzosen ungleich mehr als die Verbündeten verloren hatten. Der letzte concentrische Angriff auf das Defilé von Maison du Roi kostete ihnen eine ungeheure Menge Menschen, so daß es nicht übertrieben sein wird, wenn man ihren

Verlust an Todten und Verwundeten auf 36—38,000 Mann und eben so viel an Gefangenen angiebt. Zweihundertundsiebenzig Geschütze nebst 600 Munitionswagen wurden von den Engländern und Preußen erobert. Unschätzbar war die während der Verfolgung von den Preußen gemachte Beute. Das glänzendste Loos aber zogen die, welche bei der Plünderung der kaiserlichen Equipagen zugegen waren. Es war ein Fusilier vom fünfzehnten Regiment, welcher zuerst bei dem in einem Graben liegenden Wagen Napoleon's ankam. Er that einen Schuß in den Schlag, eilte aber, als keine Stimme darin laut wurde und er Niemand bemerkte, weiter. Einige ihm nachfolgende Kameraden, klüger als ihr Vorgänger, machten sich an eine nähere Untersuchung des Innern und waren eben mit gründlicher Plünderung des Wagens beschäftigt, als der Bataillonscommandeur, Major Keller, die kaiserlichen Insignien erkannte und dem Plündern sogleich Einhalt gebot. Bei näherer Untersuchung des umfangreichen Wagens wurde weit mehr gefunden, als man erwartete. Außer dem Degen, Hut und einer Uniform Napoleon's, die nachlässig auf einen Sitz hingeworfen waren, befanden sich im Wagen die sämmtlichen Orden des Kaisers, sein Krönungsmantel, einige Bücher und ein goldenes Service. Außer-

dem wurden sämmtliche kaiserliche Kronjuwelen gefunden. Unter diesen zeichnete sich eine von Diamanten gebildete Spange aus, die zum Befestigen des Mantels gedient haben mochte. Der Hauptstein, ein Diamant von der Größe eines halben Guldens, soll eine Zeit lang in der Berliner Bank für 18 Mill. Francs versetzt gewesen sein, sein wahrer Werth aber wurde auf 48 Mill. geschätzt. Aller Inhalt des Wagens, mit Ausnahme der Spange, welche das 15. Regiment dem Könige mit der Bitte übersandte, sie dem Kronschmuck einzuverleiben, wurde vom General Gneisenau für rechtmäßiges Eigenthum des Majors Keller erklärt. Die daneben stehenden Wagen, welche das Silbergeschirr, die Kassen und anderes werthvolles Gepäck enthielten, wurden den Truppen preisgegeben. Dabei entstanden nun die lächerlichsten Auftritte. Einige Soldaten warfen das kostbare Silbergeschirr weg, in der Meinung, daß es nur Zinn sei; andere verschmähten mit Goldstücken gefüllte Casetten, im Gedanken, daß sie nur Francstücke enthielten, und warfen solche in der Hoffnung noch besserer Sorten an die Seite; andere, die keinen Begriff von einem Edelstein hatten, schütteten mit Diamanten gefüllte Kästchen leichtsinnig auf die Straße aus, während die klügeren Kameraden alles Verschmähte zusammensuchten und

dadurch oft in den Besitz von mehr als tausend Napoleonsd'or gelangten. Noch am Morgen sah man viele Soldaten auf der Stelle, wo dieses Alles vorgegangen war, den Chausseeschmutz und die Lachen im Graben durchwühlen und Viele sollen reichlich für diese letzte Mühe belohnt worden sein. Doch waren es immer nur Wenige, denen die letzten Momente der blutigen Schlacht zu gut kamen. Während diese die gemachte Beute zu bergen bemüht waren und jubelnd dem voranziehenden Heerhaufen nacheilten, jammerten viele tausende ihrer tapferen Kameraden, Feind und Freund unter einander, im Todesschmerz auf den Höhen des unter Strömen von Blut errungenen Schlachtfeldes.

Der Kriegscommissair.

Um die Zeit, als die Truppen der Verbündeten aus Frankreich in die Heimath zurückkehrten, wurde von den letzten, welche den Rheinstrom passirten, eine Reiterbrigade in Frankfurt und dessen Umgebung in Quartier gelegt. Der Zufall wollte es, daß der nach mehrtägigem Marsche vorgeschriebene Rasttag gerade in der alten Reichsstadt eintrat, und so kam es, daß eine An-

zahl Officiere von den verschiedenen Regimentern die Verabredung traf, sich am folgenden Tage im Hôtel „zum Weidenbusch“ zu einem Mittagsessen zu versammeln, um in der Erinnerung an die letzte, so thatenreiche Vergangenheit noch einen fröhlichen Tag zu verleben, ehe die Auflösung der Brigade die mehrjährigen Kriegsgenossen nach Osten und Westen auseinander führte, um wie vor Alters die Einförmigkeit des Garnisonlebens auf's Neue zu beginnen.

Das eigentliche Mahl war schon vorüber. Indessen saßen die Freunde noch fest, wie König Artus' edle Tafelrunde, um die mit zahlreichen Flaschen besetzten Tische. Mit Bedacht kostete man in steigender Reihenfolge noch einmal die edelsten Rheinweine durch, bis die frohe Laune unter fortwährendem Kosten den Gipfel erreicht hatte. Hurrah Blücher! Hurrah Leipzig! Hurrah la belle Alliance! so schallte der laute Jubelruf beim Angriff auf jede neuaufgepflanzte Flaschenbatterie durch den hohen Saal. Gesunde kräftige Männerherzen werden ja leicht von der Freude ergriffen, und nur ein stumpfsinniger Anachoret würde es den von der Bahn des Ruhmes und des Sieges in das Formenleben der deutschen Heimath zurückkehrenden Kriegern verargt haben, wenn sie bald, ohne Ausnahme, von

Begeisterung über die letzten Erlebnisse hingerissen, die frühere Vergangenheit und die nächste Zukunft vergessend, nur dem Augenblicke lebten, ganz so, wie es schon vor tausend Jahren vom schelmischen Minnesänger, dem alten Horaz, als die beste Lebensweisheit anempfohlen worden ist.

Von den Allerfröhlichsten hatte sich zuletzt ein kleiner Kreis um einen abgesonderten Tisch in der Nähe eines offenen Fensters gruppirt; hier führte Lieutenant von L . . ., vom . . .ten Kürassierregimente, von Allen der Heiterste, das Wort. Während er die grünen Kelche stets von Neuem füllte, musterte er lächelnd, mit der seinem Stande eigenen und in Paris noch bedeutend vermehrten Kennerschaft, die unten vorübergehenden Damen, die es etwa wagten, um die Ursache des fröhlichen Jubels in der Bel-Etage zu erforschen, einen verstohlenen Blick nach Oben zu werfen. Nebenbei unterließ er nicht, die reichen israelitischen Handelsherren der Stadt Frankfurt zu bespötteln, wenn etwa einer oder der andere im erlangten Bewußtsein des auf die Zeitereignisse von ihnen errungenen Einflusses, unter sarkastischem Lächeln nach dam Fenster blickte, wo junge und alte Vaterlandsvertheidiger im schallenden Chorus noch einmal die Schlachtlieder sangen, die sie vor

Jahren gesungen hatten, als sie, den Rest von Lützow's wild verwegener Jagd an der Spitze, über den Rhein setzten und nach Frankreich hineinstürmten.

Da unterbrach plötzlich von L... den Gesang durch einen lauten Ausruf der Ueberraschung. „Haltet ein, Brüder, mit dem „deutschen Vaterlande" — rief er, indem er dem ihm zunächst sitzenden Freunde die Hand auf den Mund legte — ich bitte Euch, haltet ein. Vater Arndt selbst würde es uns nicht übel nehmen, wenn er zur Stelle wäre. Schaut einmal dort hinab auf die Straße, und sagt mir, falls Ihr noch hell sehen könnt, was Eure Augen erblicken." Mit diesen Worten warf er die Flügel des nächsten Fensters so heftig auseinander, daß die bereits im Abendstrahl glühenden Spiegelscheiben klirrend erzitterten. Auch die noch am großen Tische sitzenden Zecher erhoben sich jetzt bei der dringend ausgesprochenen Mahnung so rasch, als es die schon etwas schwer gewordenen Köpfe erlauben wollten, und umringten den wie ein zürnender Apoll dastehenden Kürassier-Officier, der, wie es seine Gewohnheit war, wenn er von einem Gegenstande mehr als gewöhnlich afficirt wurde, die Spitzen des dichten braunen Schnurrbartes hastig um die weißen Finger drehte.

„Seht Ihr nicht den herrlichen Landauer dort, wie

er die Straße herauf saust!" — rief mit steigender Bewunderung der stattliche Reiter, der, gleich den mehrsten seiner Standesgenossen, ein passionirter Freund von schönen Pferden und Equipagen war. — „Leicht wie duft'ger Nebel gleicht der herrliche Wagen einer von Aphroditens zierlichen Reisemuscheln, und doch scheint Alles ganz fest und solid daran. — Und die Goldfüchse! — Bei Gott, ächtes Vollblut! Der tapfere Britenherzog hatte sie in Paris nicht besser in seinem Marstalle, selbst den stolzen „Bollingbroke" mit eingerechnet, den er noch ganz zuletzt vom Prinz Regenten als Dank für die so geschickt mit Lord Castlereagh zu Ende gebrachten Negociationen zum Geschenke erhielt. Seht, wie sie tanzen, kaum daß sie den Boden berühren. Par Dieu! ich würde nicht Anstand nehmen, auf einem so edlen Thiere, das jetzt verdammt ist, an jenem Landauer zu ziehen, bei der größten Parade in der Suite des Königs zu reiten."

Während Alle einstimmig die Schönheit des näher kommenden Gespannes lobpreisend erhoben, faßte v. L... plötzlich den Arm eines der ihm zunächststehenden Officiere, indem er einen Ausruf hervorstieß, der fast einem Fluche glich, und dann gleich wieder mit einer Stimme, die fast wie ein Seufzer klang, hinzusetzte:

„Sehe ich recht, oder hat mir der Eifer die Augen verdunkelt — ist der schwarze Herr, der sich mit so vornehmer Nonchalance zurücklehnt, nicht der uns Allen bekannte Abrahamssohn? — ich meine, der reiche Divisions-Commissair Frank?

„Ja wahrhaftig! — antwortete einer der Krieger — es ist Herr Frank in höchsteigener Person;" und sah dabei lächelnd über die Schultern zweier Freunde in die lebhafte Straße hinab. — „Der — so fuhr er fort — hat seine Magazine in Mainz abgegeben und eilt jetzt der Armee voran, um die im Felde hinter der Front so leicht erworbenen Schätze in Sicherheit zu bringen. So ein paar Jahre die Bedürfnisse für sechstausend Reiter besorgt — das kann geholfen haben, und man sagt, er sei schon vorher ein steinreicher Mann gewesen, der das Geschäft nur en passant, um Welt und Menschen zu sehen, übernommen haben soll."

„Da seht Ihr es nun — entgegnete von L . . ., was es heißt, Lieferant oder Commissair zu sein im Felde, noch dazu, wenn ein Jude den wichtigen Posten bekleidet. Während wir Andern, mit dem Lorbeer geschmückt, aber als pauvres diables wie zuvor über den Rhein in die Heimath ziehen, schon auf der Schwelle der väterlichen Burg vom Rentmeister begrüßt, mit der

unabsehbaren Schuldenliste in der Hand, die er in unsrer Abwesenheit bezahlt hat, während wir zum Ueberfluß auch im Buche des Regiments-Quartiermeisters schon drei Monate im Voraus notirt sind — da kutschirt der Mann aus dem Stamme Benjamin oder Levi wie ein Prinz ans jenseitige Ufer, und es wäre kein Wunder, wenn er gleich anderen Genossen seines Stammes auch noch einen Titel und einen Orden dazu in den Kauf erhielte."

„Laßt mir den Mann dort in Ruhe. Er ist brav, dafür stehe ich ein!" — fiel jetzt dem Eifernden lächelnd ein schöner junger Mann mit einer kaum geheilten tiefen Narbe auf der Stirn in die Rede, an dessen Uniform man einen Officier aus Lützow's romantischer Freischaar erkannte, der erst seit Kurzem einem der Reiterregimenter aggregirt worden war. — „Blickt lieber dort auf das engelschöne Kind, das sich, ein Bild der halbverschlossenen Rose, so vertrauensvoll an die Schulter des Kriegscommissairs anschmiegt! Wahrhaftig es ist das reinste Ideal orientalischer Schönheit, blendend, wie es mir noch niemals im Leben vorgekommen ist!"

Alle lachten über des Lützowers barocken Geschmack — wie sie ihn nannten. Doch dieser fuhr, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, fort, die kindliche Schön-

heit zu preisen, während er zu gleicher Zeit lebhaft die Vertheidigung des Kriegscommissairs fortsetzte.

„Freund L... — sagte er endlich begütigend — die Zeit ist seit sechs Jahren um ein halbes Jahrhundert vorwärts gerückt. Jeder Staatsbürger verlangt jetzt sein Theil von der allgemeinen Glückseligkeit; so auch der Jude, und warum sollte er es nicht, wenn man einmal durchgehends bessere Zustände in die menschliche Gesellschaft einführen will? Daß übrigens Herr Frank — so fuhr er mit erhöhter Stimme fort — wenigstens keine Schulden mit nach Hause bringt, wie wir deutschen Cavaliere es theilweise thun — das, meine ich, sollte keinen von Euch Wunder nehmen. Wenn wir Andern nicht selten zu 8—12 Franken das Couvert bei Very speisten, wenn uns dann selbigen Abends noch im Palais Royal, glückseligen Andenkens, die Wahl schwer fiel zwischen Hermitage und dem Göttertranke von Eperney, und wir zuletzt, um das Tagewerk würdig zu vollenden, auch noch am grünen Tische dem Schicksal den Fehdehandschuh hinwarfen, dann hat Jener dort seinen Appetit für vier Franken in der rue des petits Augustins so gut gestillt, als wir den unsrigen für schweres Geld in Orleans goldstrahlenden Sälen, und es hat ihm weder der Wein dabei

gefehlt, noch die Tasse Kaffee nach der Mahlzeit; Ihr könnt Euch fest darauf verlassen, meine Freunde!"

„O Eperney, o Sillery! sie sind dahin, die schönen Wonnetage!" seufzte von L... mit tragikomischer Geberde.

„Auch in Deutschland, Freund L..., wachsen ja Reben, über deren anhaltenden Geist man den schnell verrauchenden Champagnersprudel schon vergessen kann," entgegnete der Lützower.

„Ja, besonders bei Euch in Sachsen, da wächst auch ein Wein, den trinkt man aus Patriotismus, wenn nicht aus schwerer Verzweiflung, wie es mir in der kalten Herbstnacht erging, in der wir Napoleon aus Freiburg vertrieben. Ich bivouakirte damals mit der Schwadron in einem Weinberge, und der ehrliche Winzer glaubte mir eine Güte mit einigen Flaschen rothem Naumburger zu thun. Ich trank davon, statt jedoch erwärmt zu werden, wie ich es gehofft hatte, bekam ich so heftige Krämpfe, daß es mir am Morgen kaum möglich war, das Pferd zu besteigen, als wir über Kösen nach Weimar vordringen sollten. Aehnliche Stoffe mögen auch Herrn Frank's Tischweine gewesen sein, sonst konnte er selbst in der Faubourg St. Antoine keine erträgliche Mahlzeit unter sechs Franken erhalten."

„Ich garantire, er hat anständig gespeist" — entgegnete der Lützower — „und Abends hat er sich frühzeitig zur Ruhe begeben, nach seinem Tagewerk voller Müh' und Sorgen. Wie oft habe ich es nicht gesehen, daß er zu unserer besseren Pflege den weiten Weg vom Boulevard du Temple zu den elysäischen Feldern und von da ab in das Bois de Boulogne in der glühendsten Sonnenhitze, bald im Cabriolet, bald zu Pferde, ja selbst zu Fuß, drei- und viermal des Tages gemacht hat, so daß ihm der Schweiß in Strömen von der Stirn herabrollte. Unser Tagewerk dagegen bestand oft in einer einzigen Parade. Frank schlief sanft nach solchen Anstrengungen, während unser Schlaf nicht viel besser war, als ein sinnbetäubender Alpdruck. Doch Ihr wißt es ja selbst, meine Kameraden, wohin uns damals zuweilen der Uebermuth des Sieges und die frohe Laune verleitete."

Die Kameraden lachten laut auf bei den Worten des zürnenden Mentors, dann drückten sie ihn wechselsweise an die Brust zum Dank für die in jedem Einzelnen noch einmal erweckten so seligen Erinnerungen. Der Eine gedachte des Feuerauges einer Marquise im nobeln Stadtviertel, der Andere eines niedlichen Fräuleins im Putzladen von Madame Herbault. Aber vor dem innern

Auge Aller tauchte noch einmal im vollen Glanze die Weltstadt auf, Paris, die Stadt der Abenteuer, der Freude, des Ruhmes und der großartigsten Täuschung.

Unterdessen war der Commissair an der Thorfahrt des Hôtels „zum Weidenbusche“ ausgestiegen, wo er eine verschleierte Dame, die augenscheinlich hier seine Ankunft erwartet hatte, sehr achtungsvoll begrüßte. Auch das vorhin erwähnte schöne junge Mädchen sprang rasch aus dem Wagen, sobald sie die Dame erblickte, und warf sich mit einem lauten Freudenrufe in ihre Arme. Nachdem sich der Eigenthümer der eleganten Equipage eine kurze Zeit sehr angelegentlich mit der Letzteren unterhalten hatte, drückte er das schöne Kind wiederholt an seine Brust, und nachdem er den Kutscher eines in der Nähe haltenden Wagens herbeigewinkt hatte, hob er die verschleierte Dame mit der kleinen Pflegebefohlenen hinein, der Schlag flog zu und in wenigen Minuten war die schöne Erscheinung, welche einen so tiefen Eindruck auf den Lützower gemacht hatte, bei der Biegung um die nächste Straßenecke verschwunden.

„Das ist eine Knospe, die eine Prachtblume zu werden verspricht,“ so wandte er sich vom Fenster ab zu den etwas mehr rückwärts stehenden Freunden, die fast aus-

schließlich die musternden Blicke den schönen Rossen des Commissairs zugewandt hatten.

Sie bespöttelten noch die letzte Aeußerung des Freundes, welche sie seiner mehr wie gewöhnlich aufgeregten Phantasie zuschreiben wollten, als man des Commissairs Schritte auf dem Vorsaale vernahm. Mit einer gewissen Spannung hafteten jetzt Aller Blicke auf den Flügelthüren des Speisesaales. Diese rauschten, von einem vorangehenden Kellner geöffnet, aus einander und Herr Frank, der vielbesprochene General-Commissair, trat unbefangen unter die Gesellschaft, die er unter einer Verbeugung ringsum begrüßte. Nicht ohne einige Sorgfalt legte er den feinen Castorhut erster Gattung aus dem Magazine des Herrn Diderot, Lieferanten der königlichen Familie, auf die gekreuzten feinen blaßgelben Handschuhe, und indem er nachläßig mit der Rechten durch das glänzende schwarze Haar fuhr, wobei ein prachtvoller Solitair sichtbar wurde, gab er dem fernerer Befehle noch gewärtigen Kellner den Auftrag, eine Flasche alten Hochheimer und einen Anbiß, doch ohne Säumen, zu bringen, indem er schon in einer Stunde weiter nach Hanau reisen wollte.

„Also wirklich einmal Hochheimer und noch dazu alten, Herr Ober-Commissarius!“ — rief Lieutenant

von L..., dessen Lebensgeister durch den reichlich genossenen Rheinwein ungewöhnlich erregt waren, mit einem Hohne in Miene und Stimme, welche deutlich genug die Absicht einer Beleidigung aussprachen — nun, man ersieht daraus, daß Sie Ihr Schäfchen im Trocknen haben. Euer Weizen, Ihr Herren, blüht freilich immer da am besten, wo wir Andern nur Beulen und Schmarren und vom Volke kaum einen „großen Dank" davon tragen, wenn die Sache vorbei ist."

„Nun, meine Herren" — erwiderte der Angeredete, ein schöner Mann von mittlerem Alter, auf dessen feinen orientalischen Zügen ein leichtes Lächeln spielte, während er einen Anflug von Unwillen nicht ganz zu unterdrücken vermochte — „blüht doch Allen der Weizen, die ihn aussäen. Wir Alle wollen gewinnen, kein Mensch arbeitet gern umsonst. Sie gedenken Rittmeister, Major, Oberst und General zu werden. Dergleichen ist uns bis jetzt noch versagt. Wir müssen uns daher durch das Geld bezahlt machen, während man die Herren vom Militär mit der Ehre bezahlt. Thäten wir nicht mühsam erwerben wenigstens das Geld, wer würde den Israeliten sonst etwas Anderes geben?"

„Oho! langsam an, Meister Frank!" — fiel hier ein anderer, nicht minder eraltirter Officier dem Sprecher

in die Rede. — „Man gibt Euch Herren gar oft und viel zu verdienen, hat Euch aber jemals schon ein kleiner Verdienst genügt? Man gäbe gern sechs! Aber nein, zehn müssen's sein, oft zwanzig, sonst wird kein Geschäft gemacht, und so werdet Ihr reich, während die Christen täglich ärmer werden; sieht man es doch an Rothschild und seinen Geschäftsgenossen. Solchen Verdienst nennt Ihr dann den Segen von oben! Sind das etwa Lehren des Talmud, dann enthält er in der That eine schöne Moral!" so schloß der Sprecher laut lachend seine Rede und stürzte den vor ihm stehenden Römer auf einen Zug hinunter.

„Wenn auch nicht gerade Sie, meine Herren, so sind es andere Herren in der Armee, die es wissen, wie ich in vorkommenden Fällen an ihnen gehandelt habe; doch lassen wir das sein, und lassen wir den Talmud ruhen" — entgegnete der Mann Israels, dessen feine, scharf ausgeprägte Züge fortwährend an Ausdruck gewannen. — „Was hat man von Seiten der Christen für die Israeliten gethan, bis zur Zeit, als Napoleon mit den großen Weltänderungen auch die Veränderung zu ihren Gunsten getroffen? Was hat man uns gebracht, mein Herr von L.? Bei meinem Leben, man hat uns nichts gebracht. Wohl aber hat man Qual und Schmach auf

uns gehäuft, man hat nicht mehr gewußt, wie schwer man uns hat plagen wollen; aber, so frage ich, hat ihr Bemühen jemals etwas geholfen? Man hat ihnen verschlossen jeden Weg, man hat ihnen alle Mittel geraubt zum ehrlichen Verdienst. Man hat den Söhnen bis noch vor kurzer Zeit in einzelnen Landen nicht gegönnt, ein Obdach zur bleibenden Stätte, nicht eine Spanne Landes, um eine Hütte darauf zu bauen für ihre Kinder.

„Mit einem Worte, man hat vordem keine rechtliche Israeliten haben wollen. Man hat sie wie verpestete Menschen verabscheut, man hat ihnen die Ehre abgesprochen, Bürger zu sein im Staate; die Kinder haben sogar ihren Spott getrieben mit den Aeltesten unseres Volkes, weil man ihnen hie und da den Haß gegen die Juden schon in der Schule eingeprägt hatte."

„Ja wahrhaftig, Herr Frank, das habe ich selbst einst gethan, als ich noch ein Knabe war, auf meines Vaters Gut in Schlesien" — fiel hier lachend der Lieutenant von den Kürassieren ein — „wenn die langbärtigen Gesellen aus Polen zum Viehhandel kamen, habe ich sie oft gezwickt, daß sie weh! haben geschrieen."

„Da haben der Herr Baron nichts Großes ge-

than!" — erwiderte der Commissair mit leichtem Achselzucken.

„Keine Bemerkungen, Herr! Sie wissen, wer wir sind!" — mit diesen Worten brauste der Lieutenant von L. zornflammend von seinem Sitze empor — „es bleibt wahr bis in alle Ewigkeit: allein durch den Zinswucher florirt der Jude. Sein ganzes Streben zielt dahin, Alle, die andern Glaubens sind, zu übervortheilen — so will es der Talmud; Eure Gesetze sind Lug und Trug, nur auf unserm Ruin errichtet Ihr die Fundamente Eurer neuen Größe."

„Nichts der Art im Talmud, Herr Baron! Aber bei Gott! wenn die Israeliten zwanzig, nein, wenn sie funfzig Procent gewonnen hätten, wäre es etwa zu viel als Ersatz für die Schmach, mit der unser Volk länger als ein Jahrtausend überhäuft war?" — so rief jetzt völlig entrüstet der Kriegs-Commissair, und das große dunkle Auge blitzte wie Feuer durch den Schimmer einer Thräne, die er vergebens zu unterdrücken bemüht war — „für den Schimpf, daß es belegt gewesen mit einem Zoll, wie ein Stück Vieh oder eine Waare; daß es hat müssen schmachten eingepfercht in den Ghetto's wie das Vieh, verkommend im Elend, im Schmutz, im Hunger und in der Verzweiflung des Wahnsinns? Was konnten die

Nachkommen für eine That ihrer Vorväter, die von den Christen ein Verbrechen genannt wird? O welche Verbrechen sind ungestraft seitdem von den Christen begangen worden in Spanien, in Frankreich, in Deutschland und in allen Theilen der Welt! Sie haben Alle die Weltgeschichte gelesen, meine Herren; soll der Unschuldige noch in unsern Zeiten für den Schuldigen leiden, dann, Herr Lieutenant, würden noch gar viele christliche Nationen abzubüßen haben, was von ihren Vorfahren verschuldet worden ist."

„Wir haben diese Drangsale erlitten" — fuhr der Commissair mit so kräftiger Stimme fort, daß einige der Umstehenden sichtbar darüber erstaunten — „bis der große Napoleon an's Weltruder kam, der alle Menschen als eines Schöpfers Kinder behandelte. Er wollte nichts mehr wissen von angeborenem Adel und vom Unterschied durch Religion. Desto mehr aber hielt er auf einen Verdienstadel, auf rührige Thätigkeit, auf Beförderung der Industrie und auf allgemeine Vereinigung der menschlichen Gesellschaft. Er gab Allen ohne Ausnahme Gelegenheit, sich nützlich und verdient zu machen im Staat. Von der Zeit an, von welcher sich der Anfang der Uebergangsperiode datirt, haben es auch die Israeliten durch das Verschmelzen der menschlichen Interessen zu Etwas

bringen können, so gut wie die Bekenner eines anderen Glaubens. Sie haben nur dasselbe wie die Andern und nicht mehr zu den Lasten des Staates bezahlt, und so ist es gekommen, daß sie mehr und mehr anfangen, auch gute Bürger des Staates zu werden. Recht viele, ich darf es Ihnen nicht erst sagen, Herr Lieutenant, haben seitdem auch das Ihrige geleistet in den Wissenschaften und in den Künsten. Und deshalb hat der Kaiser, dem wir Alles verdanken, Großes gethan an unserm Volke, und es wäre verzeihlich gewesen" — setzte Herr Frank lächelnd hinzu — „wenn wir ihn eben deshalb für den so lange erwarteten Messias gehalten hätten."

„Kein Wort mehr vom Exkaiser, Herr Frank, bei meinem Zorne!" — unterbrach hier der Lieutenant von L. den in gerechten Eifer gerathenen Kriegs-Commissair. „Wir sind Königlich —sche Officiere" — setzte er mit donnernder Stimme hinzu — „und scheren uns den Teufel um Se. Majestät von St. Helena, den Bewohner des schwarzgrauen winzigen Felsenriffs in der fernen großen Wasserwüste. Schlimm genug, daß Ihr nebst so vielen Anderen, die früher nicht daran gedacht haben, so viele Rechte und dadurch neue Gelegenheit zum Multipliciren erlangt habt."

„Nun, ich nehme es nicht übel, was der Herr Baron

da soeben zu sagen belieben" — entgegnete der Commissair, indem er langsam sein Glas leerte — „sehe ich doch voraus, daß Sie sich heute in ganz absonderlich guter Laune befinden. Die Weine sind gut hier im „Weidenbusch" und nicht übertheuer. Ich pflege häufig hier im Hause zu verkehren und habe meine Flasche Hochheimer getrunken lange zuvor, ehe ich die Ehre hatte, die Verpflegung eines Theils der verbündeten Heere zu leiten."

„Nicht impertinent, Commissair! Freund, ich glaube gar, er ist der Meinung, daß wir des Guten ja zu viel gethan hätten, er will sich lustig über uns machen. Aber weh dann dem Franzosenfreunde! Kein Wort mehr von der Salbaderei, oder es geht die Treppe hinunter! Verstanden? Was meint Ihr Kameraden, wenn wir den Witz machten? Dergleichen passirte vor Zeiten alle Woche einmal in unserer altschlesischen Garnison."

Einige von der Gesellschaft lachten laut auf und meinten, das könne eine Hauptscene abgeben; Andere jedoch, und unter ihnen besonders der obenerwähnte ritterliche Officier von dem bereits aufgelösten Lützow'schen Corps, suchten die Vermittler zu machen. Der Letzte, der schon längere Zeit mit verbissenem Groll auf die Reden seiner Freunde, dagegen mit steigender Theilnahme der Vertheidigung

des Divisions-Commissairs gehorcht hatte, brach, sobald er bemerkte, daß die Sache einen für beide Theile unausbleiblich tragischen Ausgang zu nehmen drohte, mit folgenden Worten das bis dahin von ihm beobachtete Stillschweigen:

„Ich sehe nicht ein, was Ihr so Tadelnswerthes in den Worten des Herrn Ober-Commissairs findet. Ich halte dafür, daß sogar viel Wahres darin liegt. Napoleon hat wirklich für das so lange ungerechterweise unterdrückte Volk Großes gethan; aus dieser Anerkennung folgt keineswegs, daß Herr Frank ein Franzosenfreund ist.“

„Ich liebe den König von Preußen so gut, wie einer von Ihnen, meine Herren“ — fiel hier der Kriegs-Commissair ein, nicht ohne vorher einen dankbaren Blick auf den ihm so unerwartet kommenden Beistand geworfen zu haben. „Wer liebt nicht solchen König, und warum liebt man ihn? Weil er in seiner Weisheit und unter dem Beistande seiner großen Räthe Stein und Hardenberg zur Einsicht gekommen, daß Vereinigung und Verschmelzung der bisher so mannigfaltig verschiedenen Interessen der Menschheit dringendstes Bedürfniß geworden ist.“

„Es heißt: Freiherr von Stein, Fürst Harden-

berg, respectwidriger Mensch!" rief zornentbrannt der schlesische Baron.

„Nun, ich denke, es wird den beiden Herren lieber sein, wenn sie große erleuchtete Herren, als wenn sie nur gnädige Herren genannt werden, von denen es so manche in der Welt giebt, die darum nicht auch gerade erleuchtet sind, weil sie gnädig sind von Geburt. Was thut man mit dem Glanze, meine Herren, wenn das Gold nicht ächt ist?"

„Und hätte Monsieur die Weisheit des Königs Salomo, so wäre er doch wie jener nichts weiter als ein Jude. Diese aber sind als große Verehrer des Gleichmachers Napoleon schlechte Subjecte in meinen Augen, die man kurz halten und zuweilen auf die Finger klopfen muß," polterte v. L. heraus. „Nichts mehr von dieser Weisheit, sacré bleu! Fort mit Ihm zum Tempel hinaus, vor die Thür der Jude, dahin gehört er wie jeder andere Plebs!" — so tobte der Lieutenant, indem er eine so drohende Bewegung machte, als wolle er sofort seine Drohung in Erfüllung bringen.

Herr Frank erhob sich, ohne sich im Mindesten durch die zweideutige Stellung des heftigsten seiner Gegner aus der Fassung bringen zu lassen.

„Leider ist es nur zu wahr, Herr Baron — sagte er

mit dem feinen ihm eigenthümlichen Lächeln — daß eine gewisse Art von Gesindel unter allen Ständen und Confessionen herumschleicht. Belieben Sie indessen, falls es die eintretende Dämmerung gestattet, den Namenszug auf den Knöpfen meines Rockes zu betrachten. Es ist der Name Ihres und meines Königs, der mich für würdig hält, denselben öffentlich zu tragen, so gut wie sie den Ihrigen, meine Herren."

Durch diese letzte Bemerkung seiner Leidenschaft nicht ferner mehr mächtig, machte von L. eine neue Bewegung nach dem Kriegs-Commissair. Doch der Officier vom Lützowschen Corps, der sich eben so sehr durch seine Kraft und Gewandtheit als durch seine Bildung auszeichnet, trat rasch zwischen die Parteien, indem er ruhigen Tones sagte: „Kameraden, Herr Frank trägt so gut wie einer von uns die Uniform des Königs, und ist als Ehrenmann in der Armee bekannt; ich halte mich deshalb verpflichtet, ihn gegen jede Beleidigung in Schutz zu nehmen; ich bitte daher Dich zu mäßigen, lieber L., und nicht zu vergessen, was Du Deiner Ehre schuldig bist, während Du irrigerweise glaubst, die Würde Deines Standes auf diesem verkehrten Wege geltend zu machen."

„Ha, auch Du Brutus! — Du! Du selbst nimmst

die Partei des Franzosenfreundes, des Frank, des Juden, dessen Genossen so wenig zu Hause als in der Garnison aufgehört haben, mich mit ihrem impertinenten Mahnen zu verfolgen!“ — so rief jetzt der Baron, noch mehr aufgeregt durch diese ganz unerwartete Intervention von Seiten eines Mannes, der sich bisher als einer seiner treuesten Freunde bewiesen hatte. — „Nun man sieht daraus — setzte er verächtlich hinzu — alle Parvenus sind stolz auf die ihnen vom ehemaligen Kaiser ertheilten Privilegien und Rechte. Wohlan, so hast auch Du es mit mir zu thun. Eine affaire d'honneur um einen Juden! mort de ma vie ha, ha, ha, — das wird Aufsehen machen in der Armee!“ — rief er mit schallendem Gelächter, während er den auf seinem Wege ergriffenen Stuhl so heftig vor sich auf den Boden stieß, daß er in Trümmer zerbrach. — „Zuvor aber laßt mich“ — rief er mit Donnerstimme — als die Anwesenden sämmtlich zusprangen, um den erhitzten Kürassierofficier, der sich jetzt wie ein Goliath im Sturmschritt nach dem viel kleineren Kriegs-Commissair in Bewegung setzte, zurückzuhalten. Der Letztere, der nur durch einen Tisch von seinem Gegner getrennt war, erwartete ruhig die Annäherung seines Feindes.

„Muß ich Dir wiederholen, daß Herr Frank unter

meinem Schutze steht?" — rief der Lützower, der zwar immer noch lächelte, der jedoch eine Haltung angenommen hatte, aus der man den Ernst seiner Absicht deutlich genug erkennen konnte. — „Morgen, lieber L., wenn Du vielleicht geneigt sein wirst, die neuen Welterscheinungen mit kälterem Blute vor Deinem Blicke vorübergleiten zu lassen, stehe ich Dir zu Dienst; doch jetzt sei es mir gestattet, mich sowohl von Dir als von Euch andern Herren auf kurze Zeit zu beurlauben."

„Darf ich um Ihre Begleitung bitten" — so wandte er sich hierauf an den ihm freundlich zublickenden Kriegs-Commissair — und Säbel und Tschako ergreifend, verließ er, Herrn Frank am Arme, nachdem er die Kameraden freundlich gegrüßt hatte, mit festen Schritten den Saal; v. L. aber, der sich erschöpft durch die lauten Ausbrüche seines unvertilgbaren Judenhasses auf ein Sopha geworfen hatte, brach mit tragikomischem Pathos in die Worte aus: „O Deutschland, mein Vaterland, wie liegst du im Argen! Mit dem Unterschiede der Standesrechte ist es auf ewige Zeiten vorbei! Das ist die schöne Folge von dem Werke des gewesenen Kaisers; ein Zweikampf unter —schen Officieren um einen Juden, prächtiges Zeichen der großen Welterleuchtung, in der That! Neue Früchte, Kameraden,

von den Lehren der Damen Freiheit und Gleichheit, nimmer verlöschenden Andenkens. Sie wucherten fort in wenig Jahren von dem Seinestrande bis zur Donau, und keiner menschlichen Anstrengung wird es jemals gelingen, den deutschen Boden völlig wieder davon zu säubern. Ein Zweikampf unter deutschen Officieren um einen Juden — ha, ha, ha — was würde mein seliger Papa gesagt haben, wenn er solchen empörenden Scandal noch erlebt hätte!"

Wenige Minuten später hörte man des Kriegs-Commissairs Wagen von dannen rollen. Etwa eine Viertelstunde später kehrte der Lützower zurück. — Schon war die Nacht weit vorgerückt, als die Kriegsgefährten wieder im scharfen Trabe, doch in einer von der, welche sie am Morgen belebt hatte, ganz verschiedenen Stimmung über die Mainbrücke ritten, um, da nicht mehr an Schlaf zu denken war, wenigstens noch vor der zum Aufbruch bestimmten Stunde in den Quartieren der verschiedenen Regimenter einzutreffen.

II.

Es war etwa zehn Jahre später, als der Rittmeister a. D., Baron v. L., durch den dampfenden Nebel eines kalten Herbstmorgens von seinem Gute Z—witz der be-

nachbarten Stadt Breslau zufuhr. So wenig das düstere Wetter als die grundlosen Feldwege waren dazu geeignet, die düstere Stimmung des Barons zu verscheuchen. Die aus dem Innern des schweren Staatswagens, von dem jedoch die Zeit den früheren Glanz bis auf die großen Wappenschilder an den Schlägen fast gänzlich verwischt hatte, immer lauter erschallenden Verwünschungen, je tiefer die Räder in den mangelhaften Knüppeldamm einsanken, waren ziemlich vollgültige Beweise, daß der gnädige Herr nicht Behufs einer Lustfahrt Abends zuvor den Befehl an den Verwalter ertheilt hatte, den Oberknecht mit dem besten Gespann vom Acker zurückzulassen, um ihn nach Breslau zu fahren.

Der Leser irrt sich nicht, wenn er in dem Insassen des alterthümlichen Fuhrwerks denselben Officier wieder erkannt zu haben glaubt, den wir als einen so heftigen Widersacher der neuen Verhältnisse, besonders aller der Judenschaft ertheilten Rechte und Freiheiten, im Hôtel zum Weidenbusch in Frankfurt mit andern fröhlichen Kriegskumpanen vorgeführt haben. Als er den Dienst mit dem lobenswerthen Entschlusse quittirt hatte, die tief verschuldeten väterlichen Güter selbst zu übernehmen, um sie durch weise Verwaltung wieder empor zu bringen,

hatte er selbst schon der neuen Ordnung der Dinge eine Art von stillschweigendem Zugeständnisse gemacht.

Es fehlte dem thatkräftigen Manne keineswegs an gutem Willen, wohl aber daran, woran es wie jetzt auch damals noch recht vielen seiner Standesgenossen fehlte, an den nöthigen Geldmitteln. Wie die mehrsten derselben, starr auf alten Rechten beharrend, konnte er sich nicht entschließen, die Hand zu Ablösung von Servituten zu bieten, die, namentlich Frohnten betreffend, dem Berechtigten eine nicht unbedeutende Summe zur Disposition gestellt haben würde, während deren Beibehaltung einem zweckmäßigen Ackerbetriebe überall hindernd in den Weg trat.

Schon hatte sich der tapfere Officier, dessen männliche Brust des Königs Gnade zwar für schwere in den Feldzügen erhaltene Wunden mit zwei Orden geschmückt, dem es jedoch fortwährend an nervo rerum zur Ausführung seiner guten Pläne gebrach, genöthigt gesehen, zu den vom Vater übernommenen Schulden neue zu contrahiren. Viehsterben, schlechte Ernten oder billige Preise, wenn die letzten einmal gut gewesen, nicht Verschwendung, von der man keine Spur auf Z—witz bemerkte, waren Ursachen, daß mehrere der angeliehenen

Summen an den gelobten Terminen nicht abgeführt werden konnten.

Gegen eine Vermählung schien der Baron aus unbekannten Gründen eine Abneigung zu hegen, auch dachte Herr v. L., dem man bei allen Vorurtheilen viele ehrenwerthe Grundsätze nicht abzusprechen vermochte, zu edel, die auf dem Rittergute Z — witz täglich verworrener werdenden Finanzangelegenheiten durch eine reiche Parthie aus dem Bürgerstande zu reguliren. Uebrigens war auch der neue Adelsbund, der seitdem andere Grundsätze zur Belehrung und Nachachtung für die deutsche Ritterschaft aufgestellt hat, und der zu Gunsten der Bedrängten, wo die Zwecke die Mittel heiligen, jetzt selbst bedeutende Exceptionen bei der Ahnenprobe eintreten läßt, damals noch ein im Embryo schwebendes Kind, auf dessen glückliche Geburt aus manchen Gründen mit Zuversicht noch nicht gerechnet werden konnte. So war es gekommen, daß der Rittmeister in der Reihe von Jahren, während deren er Z — witz bewirthschaftet hatte, statt vorwärts immer rückwärts geschritten, ja, daß er sogar in die Verlegenheit gekommen war, eine große Wechselschuld zu contrahiren, deren Hälfte, 4000 Thlr., am letzten Michaelistage fällig geworden war.

Unter bangem Herzklopfen, welches den sonst so furchtlosen Mann um so mehr ehrte, als man in früheren Zeiten dergleichen Regungen bei ähnlichen Vorkommenheiten eben nicht allzuhäufig bei seinen Standesgenossen wahrzunehmen Gelegenheit hatte, waren dem Baron die letzten Tage vor Ablauf des Zahlungstermins verstrichen. Zwar hatte er nicht unterlassen, ernst und gewissenhaft mit dem Wirthschaftsinspector zu untersuchen und zu rechnen, ob nicht durch einige schnelle Verkäufe die Summe herbeigeschafft werden könnte. Indessen wurde kaum die Hälfte durch den ohnehin problematischen Erlös aus Branntwein, frisch gedroschenem Korne und Wolle gedeckt, und Herr v. L. sah sich leider in die fatale Nothwendigkeit versetzt, einen Expressen abzufertigen, um Prolongation des Wechsels, wenn auch nur noch auf zwei Monate, vom strengen Gläubiger zu erbitten.

Dieser aber, ein steinreicher, zwar christlicher Handelsherr, jedoch mit einem Herzen begabt, das hart und verschrumpft war wie die Haut einer egyptischen Mumie, der in dem Verhältnisse, als seine Firma nicht allein im Lande, sondern auch in London, Petersburg und Amsterdam höher in der Achtung seiner Handelsfreunde zu steigen anfing, immer mehr den alten Respect vor allen

Freiherrlichkeiten und Hochwohlgeborenen verlor, sobald sie sich nicht etwa durch Contanten an Actien und andern in unsrer Zeit für Einzelne so reichen Gewinn versprechenden Geschäften betheiligen konnten, bestand unerbittlich auf der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen. So sehen wir denn jetzt den Erb=, Lehns= und Gerichtsherrn von, auf und zu Z—witz, so peinlich dem stolzen Manne dieser Schritt auch wurde, auf dem Wege nach Breslau, um persönlich den letzten Versuch zu machen, eine längere Befristung bei dem harten Manne auszuwirken.

Mißgestimmt war der Baron im Gasthofe „zur Reichskrone" abgestiegen. Ohne die Vorzüglichkeit desselben zu schmecken, hatte er bei dem Frühstücke eine halbe Flasche Ungarwein getrunken, und o, wo bleibt der Muth selbst des eisenfestesten Kriegers einem eisenherzigen Gläubiger gegenüber? — Er hatte noch ein großes Kelchglas Madeira darauf gesetzt — blos, um sich zu dem schweren Gange zu ermuthigen.

Zögernd stand er jetzt im Thore des Gasthofes, als ein stattliches Viergespann die Straße herauftrabte und vor dem Hause still hielt. Ehe noch der reichgalonnirte Diener Zeit gehabt, von seinem Sitze herabzuspringen, hatten schon zwei Aufwärter, die sich bei dem Heran=

nahen der stattlichen Equipage schnell auf ihren Posten begeben hatten, unter tiefer Verbeugung den Schlag geöffnet. Ein zwar fein, aber einfach gekleideter Mann stieg aus dem Wagen, die Hülfe der Kellner ablehnend und doch in jeder Bewegung einen Mann verrathend, der gewohnt ist, seiner Würde nichts zu vergeben.

„Wer ist der Herr?“ fragte der Baron in auffallender Verwirrung den Kutscher, der, sobald sein Gebieter in das Haus getreten war, Anstalt machte, die prächtigen Goldfüchse auszuspannen.

„Nun, 's ist halt Sr. Gnaden, der Kaiserlich-Königliche Finanzrath von Frankenstein,“ antwortete der Rossebändiger, der unter mitleidigem Lächeln einen Blick auf den Fragenden warf, als wenn er hätte sagen wollen: nun, das mag mir auch der Rechte sein, der nicht einmal meinen Herrn kennt, den reichen Frankenstein.

„Ahnte es mir doch, als ich die ominösen Goldfüchse erblickte — brummte der Rittmeister vor sich hin. — O, wer jetzt sein Gold hätte — setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, während er langsam und in tiefe Gedanken versunken die Briegerstraße hinabschritt. Doch sein Schritt wurde immer langsamer, je mehr er sich der Schwelle des gefürchteten Hauses in der Johannisstraße

näherte. Bald betrachtete er die neue Berappung eines Hauses, bald das Geländer von Gußeisen, welches eine neue Treppe verzierte. Hier blieb er vor einem Baugerüste stehen, dort folgte sein starrer Blick einem mit Mörtel und Baumaterialien beladenen Karren. Man würde ihn für einen Baumeister gehalten haben, wenn nicht recht Viele in der großen Stadt in dem stattlichen bärtigen Manne den Herrn von und zu Z—witz erkannt hätten. Wer ihn von seinen Bekannten so in Betrachtungen vertieft stehen sah, mußte fast auf die Vermuthung gerathen, daß er, unverhofft in den Besitz einer reichen Erbschaft gelangt, sich hier nach dem Muster zu einem neuen Herrenhause umsehen wollte, welches schon lange in Z—witz ein höchst nöthiges Bedürfniß geworden war. Wer indessen gewußt hätte, was damals in dem Gemüthe des so schwer bedrückten Barons vorging, der würde ihm gewiß sein Mitleid nicht versagt haben.

Theilnahmlos an Allem, was um ihn her vorging, memorirte er im Gehen fortwährend an einer schönen Rede, durch welche er das Eis um das Herz des harten Gläubigers zu erweichen gedachte. Jedoch Anfang und Ende waren vergessen und der Schweiß rollte in großen Perlen von seiner Stirn, als sich der alte Krieger, trotz

aller absichtlichen Verzögerung, endlich doch vor der gefürchteten Pforte sah, aus der er in der nächsten Viertelstunde entweder durch eine kurze Frist, wenn auch nur scheinbar, beglückt, oder als säumiger Wechselschuldner, die Beute der Verzweiflung, heraustreten sollte.

Die Ungewißheit ist schrecklicher noch als das Unglück selbst! Wie mancher wird das nicht schon aus Erfahrung wissen! Weshalb also ferner noch Gefühle ausmalen, die vielleicht einem oder dem andern der Leser in einem langen Leben nicht fremd geblieben sind, und von denen man nur wünschen kann, daß sie den Glücklichen, welche das Walten finsterer Mächte noch nicht aus eigener Erfahrung kennen, auf immer unbekannt bleiben möchten.

Einen Augenblick noch schwankte der alte Soldat. Dann ergriff er — den weder der Donner der Schlachten an der Katzbach, bei Leipzig, bei Ligny, noch der letzte Sturm auf den Montmartre erschüttert hatte — mit zitternder Hand den blank polirten messingenen Klopfer. Das menschliche Herz bietet einen unendlichen Reichthum von Gefühlen dar. Könnte man in das bunte Gewirr auf dessen Tiefe hinabblicken, welches bald die Pulse so heftig anregt, bald sie stocken macht, wie bei der plötzlichen Annäherung des Todes, kein Kaleidoskop

in der Welt würde dem Beschauer einen so überraschenden schnellen Wechsel darzubieten im Stande sein.

Sobald sich der Rittmeister auf der Hausflur von einer Schaar theils müßig gaffender, theils geschäftig hin und her eilender Diener und Handlungsgehilfen umringt sah, kehrte jedoch mit seinem Muthe auch die Besonnenheit zurück, die ihn für die letzten Augenblicke gänzlich verlassen zu haben schien. Um von dieser tödtlichen Unruhe sobald als möglich befreit zu sein, fragte er mit fester Stimme nach Herrn Reichenbach, des Hauses steinreichem Gebieter.

Mit den Worten: „Belieben der Herr Baron gefälligst einzutreten, entschuldigen Sie einen Augenblick, Herr Reichenbach ist in dem Comtoir, werde sogleich die Ehre haben, Sie zu melden,“ öffnete ein geschmeidiger Commis eine der nächsten Thüren, und der Rittmeister sah sich noch einmal mit seinen unbehaglichen Gefühlen allein. Die widrige Stimmung, welche sich seiner bemächtigt hatte, wurde noch um ein Großes durch die sybaritische Pracht des Zimmers, durch den übertriebenen Luxus der Meubles erhöht, die in einem so auffallenden Contraste zu dem schwerfälligen alten Hausgeräthe standen, mit dem Schloß Z—witz ausgestattet war.

Während ein Alterthümler, welcher die ehrwür-

digen Hallen von Z—witz betrat, mit achtungsvoller Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen Zeitalter in dem dortigen, vollständig erhaltenen Meublement gesehen haben würde, erblickte der Baron in dem Staatsgemache des Handelsherrn eine solche Ueberfülle von glänzenden Geräthen, unter denen manche waren, deren Gebrauch er weder aus Form noch Stellung zu enträthseln vermochte, daß die Bitterkeit, mit welcher er schon seit langer Zeit das ihm immer verwirrter erscheinende Welttreiben zu betrachten gewohnt war, sich zuletzt in einem Selbstgespräche Luft machte.

„Handel und Wappenschild, wie hat sich eure Stellung verändert! Sic transit gloria mundi!“ — seufzte er endlich schwer auf. Dann aber durchlief er noch einmal schnell die an den Besitzer aller dieser Herrlichkeiten zu haltende Anrede. Doch sein Muth fing abermals an zu wanken, als jetzt die Schritte des Gefürchteten und seine Stimme auf dem Corridor laut wurden.

Mit der Feder hinter dem Ohre, an jedem Finger der Linken einen Schlüssel, so wie sie wahrscheinlich der Reihe nach zu den schweren Geldkisten folgten, in der Rechten selbst einige gewichtige Goldrollen, trat Herr Reichenbach herein. Zwar brachte er viele Entschuldi-

gungen vor, daß dringende Geschäfte sein früheres Erscheinen unmöglich gemacht hätten, indessen würde ein Menschenkenner schnell erkannt haben, wie wenig es ihm damit Ernst war, als der Kaufmann mit einem Gesichte voll Speculation und kalter Ueberlegung Schlüssel und Goldrollen in ein Fach des Secretairs legte, bevor er seinen Besuch zum Niederlassen auf den kostbaren Divan ersuchte, während er selbst diesem gegenüber auf einem reichgestickten Tabouret seinen Platz nahm.

Bald waren die Fragen nach dem gegenseitigen Befinden, nach dem Gange der ökonomischen Geschäfte, nach den Woll- und Fruchtpreisen erschöpft. Die mit jeder Minute einsylbiger werdende Unterhaltung wurde endlich von Seiten des Gutsherrn nur noch durch Bewunderung der Gemälde und Kupferstiche, mit denen das Zimmer verschwenderisch geschmückt war, so wie von dem Handelsherrn ab und an durch eine stumme Verbeugung oder durch Erwähnung eines hohen Preises, den ein oder das andere Kunstwerk gekostet hatte, unter oftmaligem Stocken, dürftig genug hingehalten.

Dem Ersteren wurde der Sitz zur Folterbank, je kälter und einsylbiger der Letztere wurde, der als Geschäftsmann längst gemerkt haben mochte, wie des

Barons Actien eigentlich standen. Ein Schauer nach dem andern überrieselte den Armen, der zuletzt stumm und regungslos dem immer einsylbiger werdenden Geldmanne gegenüber saß. Die Zunge klebte ihm am Gaumen und mochte er sich auch noch so oft räuspern, es kam kein Wort von dem heraus, was eigentlich zur Sache gehörte, und schon zeigte die alabasterne Stutzuhr, auf welcher ein goldener Merkur so eben die Glocke mit seinem Hammer berührte, daß fast eine halbe Stunde seit seiner Ankunft verflossen war.

Da dachte der Rittmeister plötzlich an den Kanonendonner von Fleury und La Belle Alliance. Er sah im Geist, wie der alte Marschall Vorwärts, vom treuen Nostiz begleitet, an der Front seines ehemaligen Kürassierregiments hinabsprengte. Er glaubte noch einmal die Worte des Heldengreises zu hören: „Vorwärts, meine Kinder, es gilt jetzt Preußens Ruhm und die Ehre des deutschen Vaterlandes!“ Da wirbelte es dem alten Soldaten plötzlich wie Pauken und Trompeten vor dem Ohre, und als er aufblickte und sich dem Manne gegenüber sah, der mit der Feder hinter dem Ohre so ruhig da saß, als eine Statue, und in Ermangelung besserer Unterhaltung über einen durch einen Diener hereingereichten Preis-Courant calculirte — da flog ein leichtes

Lächeln über die Züge des Rittmeisters und „Vorwärts!“ — rief es gebieterisch in seinem Innern — „vorwärts, sei ein Mann L., wo es zu handeln gilt!“

Und rasch und muthig hatte er sich im nächsten Augenblicke erhoben. Doch statt nun in feuriger Rede sein Anliegen vorzutragen — ergriff er Hut und Stock, und wie es vielleicht auch schon Andern bei solchen Gelegenheiten ergangen ist, die lieber geben als nehmen mögen, erst im allerletzten Augenblicke — im Begriff, Abschied zu nehmen — auf dem Wege zur Thür, trug er die Angelegenheit, die ihn zur Reise vermocht hatte, und fragmentarisch genug abgekürzt, die Bitte vor: daß Herr Reichenbach doch geneigen möchte, den fälligen Wechsel um einige Monate zu prolongiren, da Umstände — — —

„Bedaure recht sehr, es ist mir unendlich leid, theuerster Herr Baron; so sehr ich es wünschte, so ist es mir doch diesesmal rein unmöglich, Ihrer Bitte zu willfahren“ — fiel der Geldmann, welcher diese Antwort schon längst bei der Hand gehabt und der froh war, sie endlich an den Mann bringen zu können, dem Rittmeister in die Rede. — „Gern“, fuhr er fort, „stehe ich zu jeder andern Zeit zu Diensten“ — welches in seiner Gedankenfolge etwa so viel sagen wollte als: wenn ich nur diesmal

mein Geld wieder habe, kann er lange warten, bis ihm Reichenbach wieder Vorschüsse macht — „jetzt muß ich jedoch recht sehr bitten, mich zu entschuldigen, da ein bedeutendes Geschäft in Staatspapieren und die neue österreichische Anleihe, bei der ich betheiligt bin, alle meine Kräfte in Anspruch nehmen. Die Conjuncturen sind zu günstig, Herr Baron, und ich habe bei dem Eingehen in dieses Unternehmen ganz sicher auf den Eingang der 4000 Thaler von Ihnen gerechnet und meinen Calcül danach gestellt."

„Aber meine Güter" — erwiderte der Rittmeister jetzt völlig gefaßt, nachdem er schon halb und halb die Ueberzeugung erlangt hatte, daß sein Parlamentiren vergeblich sein würde — „die sich zu heben beginnen, und meine herrliche Stammschäferei sind sie Ihnen nicht völlig so sicher und vielleicht sicherer noch als österreichische oder spanische Staatspapiere, die sinken oder steigen, so wie sich der Wind am politischen Horizont dreht? Sie wissen, Herr Reichenbach, an mir liegt es nicht" — fuhr er eintönig fort — „ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, aber, wer kann gegen das Unglück, so wie es klimatische Verhältnisse, also der Himmel selbst, in den letzten Jahren über uns Landwirthe verhängt haben!"

„Sie meinen das Hagelwetter — ja das ist freilich

sehr zu bedauern. Ich habe selbst auf meinen Gütern nicht geringen Schaden dadurch erlitten und mancher Posten von den in der Umgegend ausstehenden Geldern ist dadurch so gut als verloren zu betrachten."

„Sie sehen also, Herr Reichenbach, da hilft kein Manövriren. Selbst der Geschickteste von uns muß bei dem Zürnen der Elemente das Feld räumen. Ich verprasse nichts und behelfe mich in meiner Junggesellenwirthschaft auf 3—witz so knapp, daß aus meiner Lebensweise kaum die Spur meines Standes wahrzunehmen ist. Es ist Ihnen dieses bekannt, eben so gut, als daß ich der erste und der letzte auf dem Hofe zu Beinen bin, wie es einem tüchtigen Anführer zukommt. Haben Sie also noch ein paar Monate Geduld mit einem Anfänger. Rauben Sie mir nicht den Hoffnungsschimmer, der mir aus den Trümmern der früheren Wohlfahrt meines Hauses in der Ferne wieder zu lächeln beginnt. Oder nur einen Monat noch, wenn es nicht länger sein kann, Herr Reichenbach. Bis dahin hoffe ich im Stande zu sein —"

„Ja, sehen Sie, mein werthester Herr Baron" — unterbrach ihn hier abermals der Handelsherr, fast erstaunt über die in Fluß gerathene Rede seines Schuldners — „eben die ungewisse Hoffnung ist es, die mich ver-

anlaßt, auf die Rückzahlung zu dringen. Mit der bloßen Hoffnung auf das Eingehen ausstehender Gelder ist dem richtig speculirenden Kaufmann nur wenig gedient. Realitäten, nicht Hoffnungen sind es, worauf man heutigen Tages seine Unternehmungen begründet. Realitäten aber sind Geld; nur baares Geld kann Geld verdienen, wenn man den richtigen Zeitpunkt wahrnimmt, und der ist eben jetzt für mich gekommen. Nehmen wir diesen nicht wahr, so machen wir fortwährend nur ordinäre Geschäfte. Es bleibt alles Krämerei, wenn man nicht richtig speculirt, Herr Baron. Sie geben mir fünf, höchstens ein halbes Procent mehr; jetzt kann ich zwanzig, ja dreißig mit meinem Gelde verdienen, wenn mir das Glück nur einigermaßen wohlwill."

„Ich muß also recht sehr bitten" — fuhr der Handelsherr fort — nachdem er eine kurze Zeit innegehalten hatte, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten, von denen er als Kaufmann erwartete, daß sie als argumenta ad hominem der Nachwirkung nicht entbehren würden — „noch heute den schuldigen Saldo nebst Zinsen zu erledigen. Bei Ihren vielen Bekanntschaften kann es Ihnen ja nicht schwer fallen, die viertausend Thaler auf kurze Sicht anzuleihen. Da sind z. B. der Geheimrath v. Z..., ein grundreicher Herr, der immer viel baares

Geld liegen hat. Wie gern wird er Ihnen nicht als einem Standesgenossen aushelfen. Sie haben viel Umgang gehabt mit Sr. Excellenz. Er ist ja oft Wochen lang im Sommer mit der Familie auf Ihren Gütern, und er hat mir schon oftmals gerühmt, wie charmant es bei Ihnen wäre. Oder, warten Sie — da ist der Domherr v. R., dem Sie so manche Gefälligkeit erzeigen, der sich Ihrer Pferde bedient, so oft er nach Töplitz oder nach Carlsbad reist. Er hat erst vor einigen Tagen eine bedeutende Summe bei mir einkassirt, er hat weder Frau noch Kind" — fuhr Herr Reichenbach, der jetzt ungemein gesprächig geworden war, fort — „versuchen Sie es nur, werthester Herr Baron, es kann Ihnen dort nicht fehlen. Die Herren sind ja Ihre besten Freunde, die sich ein Vergnügen daraus machen müssen, Ihnen auf kurze Zeit mit ihrem Gelde dienen zu können. Es ist eine wahre Bagatelle für die Herren, Ihnen die Summe auf einige Monate vorzuschießen. Ich wiederhole" — so schloß er endlich, fast ganz erschöpft vom Ertheilen so vielen guten Rathes — „wenn nicht das Geschäft wegen der Anleihe und der Staatspapiere die Verwendung aller meiner disponibeln Mittel erforderte, so würde ich sehr gern dienen; aber — so wie die Sachen einmal stehen, würde es mir außerordentlich leid thun,

wenn ich" — hier stockte der Handelsherr — „mich vielleicht genöthigt sehen sollte —"

„Mich wohl gar als Wechselschuldner verhaften zu lassen?" — fuhr plötzlich der Rittmeister auf, dessen Geduld jetzt seinerseits nicht minder erschöpft schien, als die seines hartherzigen Opponenten — indem er zugleich einen stechenden Blick auf den Wucherer warf, dem er stolz einen Schritt näher getreten war, so daß sich der letztere betroffen etwas zurückzog. — „Nun, bei meiner Ehre! dahin, denke ich, soll es heute noch nicht kommen. Ich habe zwar bis hieher noch nie einen meiner Freunde, nicht einmal einen Verwandten mit solchen Bitten belästigt. Ehe ich es jedoch zum Aeußersten kommen lasse, will ich mich selbst zu diesem sauren Schritte bequemen. Sie haben Recht, Herr Reichenbach, es ist an der Zeit, daß man die Freundschaft einmal auf den Probirstein bringt. Leben Sie wohl, in einer Stunde sollen Sie weiter von mir hören."

„Wie gesagt, Herr Baron! wäre es nicht wegen der österreichischen Anleihe, so wäre ich recht gern geneigt, Ihnen längere Frist zu geben. Ein ander Mal stehe ich gern wieder zu Befehl — —"

Der Rittmeister wandte sich rasch nach der Thür, ohne dem nichtssagenden Wortschwall des Kaufmanns ferner

ein Ohr zu leihen. Als er eben im Begriff war, sie ziemlich ungestüm zu öffnen, mit dem festen Vorsatze, wenn möglich nie wieder die Schwelle des Hauses zu betreten, hätte er fast den Finanzrath von Frankenstein umgerannt, der, nachdem man im Eifer des Gespräches sein wiederholtes Anklopfen nicht gehört hatte, des längern Harrens überdrüssig, mit einem zwar freundlichen, aber nichts weniger als ceremoniösen Gruße hereintrat.

Die beiden, so plötzlich sich gegenüberstehenden Männer betrachteten sich während eines kurzen, aber inhaltsschweren Momentes mit sonderbaren Blicken und verneigten sich noch einmal gegen einander, ohne ein Wort zu sagen. Die Scene hatte etwas wahrhaft Komisches und würde auf der Bühne nicht verfehlt haben, einigen Effect zu machen.

Der Baron schien sichtlich betroffen, doch auch der Finanzrath war etwas betreten, indessen begann der Letztere, der sich nach secundenlanger Pause schneller gefaßt hatte: „habe ich die Ehre, den Herrn Baron von L.?" — und zum dritten Mal verbeugte sich der Angeredete stumm, ohne ein Wort zu erwidern.

„Warum so eilig, lieber Herr Baron? Wie ergeht es Ihnen im Frieden? Ich höre, Sie sind Gutsbesitzer

hier in der Gegend, was machen die ökonomischen Geschäfte, mein Herr von L.?"

„Kann sie in diesem Augenblicke nicht besonders rühmen, Herr Finanzrath! Doch entschuldigen Sie, meine Geschäfte erheischen Eile," entgegnete der Rittmeister mit frostiger Höflichkeit und schritt unter einer nochmaligen Verbeugung der Thür zu, indem er Herrn Reichenbach's fernere Begleitung höflichst verbat.

„Hm, hm! noch immer der Alte, wie es scheint," sagte Herr von Frankenstein, indem er kopfschüttelnd dem Davoneilenden nachblickte, während der schnell zurückkehrende Herr Reichenbach, hocherfreut über einen Besuch, der ihm ungleich willkommener war als der erste, den Finanzrath auf dem Ehrensitz becomplimentirte.

III.

„Eine Flasche Madeira und einen Imbiß," befahl Herr Reichenbach dem Diener, welcher auf das von ihm mit der vor ihm stehenden silbernen Glocke gegebene Zeichen hereintrat. Dann wandte er sich zu seinem Gaste, dem er nochmals mit Wärme die Hand drückte. — „Seien Sie mir tausendmal willkommen, Herr Finanzrath! nachdem ich so lange das Vergnügen habe entbehren müssen, Sie bei mir zu sehen. Doch wie ist das,

Sie scheinen ja den Herrn zu kennen, der eben von hier wegging?"

„Wir sind alte Bekannte aus dem Befreiungskriege" — versetzte der Angeredete lächelnd — „er ist ein braver Officier, der Baron, etwas heftig und ein großer Feind der Israeliten; sonst im Dienste des Königs immer ein braver Mann gewesen. Haben Sie Geschäfte mit dem Baron, Herr Reichenbach?"

„Leider, Herr Finanzrath" — entgegnete der Kaufmann. — „Er ist, wie Sie ganz richtig bemerken, ein guter Herr und giebt sich alle mögliche Mühe, vorwärts zu kommen. Aber — er weiß sich nicht in die neuen Zeitverhältnisse zu schicken, hängt zu sehr an den alten Vorurtheilen des Adels, deshalb fehlt es ihm immer am Besten" — dabei machte Herr Reichenbach die bekannte, den Geldleuten eigene Handbewegung — „es ist nicht viel mehr an dem Baron zu verdienen als ein Dank, und vom Danke, wie Sie wissen, kann man nicht leben, unser einer macht keine besonderen Geschäfte damit," setzte er lächelnd hinzu.

Der Handelsherr füllte die Gläser, und nachdem er eins davon dem Finanzrathe gereicht hatte, fuhr er fort: „Der Baron hat die sehr beträchtlichen, aber mit schweren Schulden belasteten Güter von seinem Vater über-

nommen, so wie es bisher fast mit den mehrsten Gütern des Adels der Fall war. Die Vorfahren ließen es sich wohl sein, so lange die Lehnsgüter noch Schulden aufnehmen konnten, und bekümmerten sich nicht, wie es beim ehrsamen Bürgerstande der Fall ist, um die Nachkommen, weil sie diese schon durch den Adelsbrief für hinlänglich versorgt hielten, welcher letztere ihnen ehemals die besten Stellen im Heere und die angesehensten Staatsämter schon von Rechtswegen zusicherte. Jetzt, da es anders geworden ist, müssen die Söhne der Väter Sünden büßen und es sich oft recht sehr angelegen sein lassen, wenn sie es zu etwas bringen wollen. Und gut, sehr gut, Herr Finanzrath, daß es heutigen Tages nicht blos mit dem Namen mehr abgemacht ist. O, es wäre schlimm in Deutschland geworden, wir hätten vielleicht böse Katastrophen erlebt, wenn sich die Verhältnisse nicht bald geändert hätten. Deutschland war ein stehender Sumpf voll Schmarotzerpflanzen geworden, ohne Leben und Thätigkeit; gerade daraus entstand die aria cattiva, Verehrtester, und allgemeines Hinsterben in allen Verhältnissen. Wie rühren sich dagegen jetzt die Hände, um jene übeldünstenden Lachen zu verschütten! Es muß ein kräftiges Land werden, unser Deutschland, sobald man einmal im Ab- und Zuflusse das richtige Verhältniß

gefunden hat, und wenn man nur Sorge trägt, daß nicht unter der Hand wieder Ableitungen in einzelne ehemals privilegirte Behälter angelegt werden, aus denen wieder, wie ehemals, stagnirendes, faules Gewässer entsteht."

„Danken wir es dem edlen Könige von Preußen" — entgegnete der Finanzrath freundlich beistimmend — „Alles, was das Eröffnen der Ressourcen für Handel und Gewerbthätigkeit betrifft, kommt von ihm und seinen einsichtsvollen Ministern. Er scheint unter langen eigenen Leiden die Bedürfnisse der Völker erkannt zu haben. So ist uns das Gute aus der französischen Verwaltung geblieben, ohne die noch gar Manches beim Alten geblieben sein würde. Ja, Herr Reichenbach, Deutschland ist dem so verhaßten Napoleon gar vielen Dank schuldig. Und — um auf uns selbst zu kommen — was wären die Israeliten ohne den Sanhedrin, welchen der Kaiser im Jahre 1806 ausschrieb? Noch heute das unglückliche, verachtete Volk, was es seit einem Jahrtausend gewesen ist, sich selbst, wie den Christen eine Plage, glauben Sie mir's, Herr Reichenbach! Doch lassen wir das gut sein! — Was den Baron betrifft, ist er Ihnen etwa schuldig, lieber Freund?"

„Sechstausend fünfhundert Thaler, Herr Finanzrath, von denen am heutigen Tage 4000 Thaler laut

Wechsel verfallen sind. — Wie ich sage, der gute Mann wollte vorwärts. Seit Jahren hat er mit großen Kosten an der Anlage einer Stammschäferei gearbeitet. Er holte die Böcke aus Sachsen, sogar von Rambouillet; als sie jedoch eben einen Ruf erlangt hatte, ging ein großer Theil seiner Schafe in den nassen Jahren verloren. Gleich darauf traf ihn ein Hagelwetter und dann eine gänzliche Mißernte, da nahm er seine Zuflucht zu mir. Ich lieh ihm Geld und habe natürlich manch einträgliches Wollgeschäft mit ihm abgeschlossen. Ungeachtet seiner Schulden hat er bisher hartnäckig mehrere bedeutende Summen, die ihm von seinen Bauern als Ablösungsquote angeboten wurden, unter dem Vorwande, seinen Standesrechten nichts vergeben zu können, abgeschlagen, und es dürfte zu lange dauern, ehe man sein Geld von ihm wieder erhält. Der Verdienst an dem Baron selbst, wenn ich die billigen Wolleinkäufe nicht mit in Anschlag bringe, ist zu gering im Verhältniß zu dem, was man jetzt in Actien und Staatspapieren gewinnen kann, als daß ich ihm längere Frist mit dem Einzahlen des fälligen Geldes gewähren könnte. Sie kennen den Mechanismus unserer Geschäfte, Herr Finanzrath. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß zwanzig Procent besser sind, als fünf oder sechs, und daß man zuerst sein

eigner Freund sein soll. Das sind die im Handel vorwaltenden Principien. Wer wird es besser kennen, als Sie, mein verehrter Freund und Gönner?“ schloß der Handelsherr lächelnd seine Rede, von der er nicht zweifelte, daß sie wie aus der Seele des israelitischen Handelsfreundes gesprochen sein würde.

Der Finanzrath hatte Herrn Reichenbach ohne Unterbrechung bis hieher ruhig zugehört; selbst als derselbe schwieg und ihn wie um seine Meinung fragend, einen Augenblick scharf fixirte, verharrte Herr von Frankenstein noch eine Weile sinnend, als ob er über das Gehörte mit sich zu Rathe gehe, ehe er folgendermaßen antwortete:

„Ein großer Nutzen ist besser als ein kleiner, das hat von vorn herein betrachtet, vollkommen seine Richtigkeit, Herr Reichenbach. Wer gewänne nicht gern? Leben doch alle Menschen auf Erden vom Verdienst. Was aber die Grundsätze betrifft, so gibt es auch falsche Principien, wenn Sie mir erlauben wollen, daß ich Ihnen ganz offen meine Meinung sage, so wie sie sich durch Erfahrung bestätigt hat. Das letztere scheint mir der Fall bei den Grundsätzen zu sein, die man jetzt im Handel mit den Staatspapieren aufstellt, wobei Einzelnen Gelegenheit gegeben wird, sich unmäßig zu bereichern, während

Tausende dadurch früher oder später an den Bettelstab gebracht werden. Ich liebe die Geschäfte, Herr Reichenbach, aber nicht eben sehr besonders mehr die Geschäfte mit den Staatspapieren, selbst nicht mit Schatzkammerscheinen. Nein, mein Freund, sie wollen mir nicht mehr gefallen, wenn ich sie mit andern Geschäften vergleiche, die noch in der spätesten Zeit einen soliden Nutzen versprechen."

„Betrachten Sie es recht" — fuhr der Finanzrath fort, ohne von dem sichtbar wachsenden Erstaunen seines Zuhörers Notiz zu nehmen — „so werden Sie finden, Herr Reichenbach, daß das Geschäft mit den Staatspapieren nicht besser ist, als ein Lotteriegeschäft. Man kann dabei etwas gewinnen, aber man kann auch sehr viel dadurch verlieren. Was sind die Staatspapiere anders, als die Firmen von den hohen Häusern? Bald stehen sie in gutem, bald in schlechtem Renommée. Und die Obligationen, was sind sie anders, als die von den großen Herren ausgestellten Wechsel? Bald stehen sie hoch, bald pari, bald tief unter dem Werthe. So wie sich der Wind am politischen Horizonte dreht, werden sie honorirt oder protestirt. Und nun, so viele Wechsel zu bezahlen — sehen Sie, da müssen halt wieder andere ausgestellt werden! Valuta sind niemals oder doch nur

selten in Kassa. Und was geschieht, wenn einmal nothgedrungen, um den Credit zu erhalten, so ein paar Millionen mit Zins auf Zins ausgezahlt werden? Es wird geschrieben auf das große Buch, Herr Reichenbach! Und wer ist das große Buch? Wir sind es selbst; das Volk ist das große Buch, das merkwürdige Buch, das nur ein Folio für das Debet hat und keines für das Credit auf der andern Seite."

„Was hilft's" — fuhr der Finanzrath mit steigendem Eifer fort — „wenn man nur arbeitet für den Rothschild in Frankfurt a. M., für den Rothschild in London, für die Rothschild's in Paris und in Neapel? Was hilft es der menschlichen Societät, wenn Einige werden reich und mächtig, während die Mehrsten darin werden arm und unmächtig? So wie der Napoleon hat vormals Europa unterjocht mit den Waffen und darauf erlassen die Decrete von Mailand und Berlin gegen den englischen Handel, so hat jetzt die Conföderation von Rothschild ganz Europa mit dem Gelde besiegt, und es liegt fast Stück für Stück in ihrem Geldkasten, in Gestalt von Partial-Papieren und Staats-Obligationen. Das Wunder ist, daß die Privat-Kassen der Fürsten sich niemals besser gestanden haben, als eben jetzt, während mit jeder neu abgeschlossenen Anleihe eine Landes-Intrade

nach der andern in die Kasse jener Nabobs fließt. Die Zinsen, die sie beziehen, und die nicht selten wieder zum Hauptcapitale geschlagen werden, sind ungleich lähmender für das Staatsleben, als das Prohibitivsystem von Napoleon, der aus dem Tode des englischen Handels das neue Handelsleben im übrigen Europa erzeugen wollte."

„Geht's lange so fort, Herr Reichenbach, wo bleibt am Ende der Grundbesitz? Der Bauer denkt doch ein Eigenthum zu haben und läßt es sich sauer werden um den Grund und Boden und glaubt zu arbeiten für seine Nachkommen. Wenn man es aber genau betrachtet, so arbeiten sie alle mehr oder minder für das allmächtige Haus Rothschild u. Co. Sind ihnen doch schon verschrieben die Einnahmen von manchen schönen Ländchen, und wer bezahlt diese Einnahmen? Die Land- und die Grundeigenthümer bezahlen sie für's mehrste, Herr Reichenbach."

„Sie nehmen es heute aber auch allzu genau, Herr Finanzrath" — sagte lächelnd der Kaufmann. — „Hätte ich doch — unter uns gesagt — nie daran gedacht, solche Grundsätze von einem Bekenner des Talmud zu hören, der, so viel ich davon verstehe, Verachtung des Landbaues, der Viehzucht und alles dessen gebietet, was zum ökonomischen Treiben gehört."

„Lassen wir den Talmud, Herr Reichenbach, und seine Lehren, die mehr als 2000 Jahre alt sind“ — entgegnete mit tiefem Ernst der aufgeklärte und denkende Kenner des mosaischen Glaubens — „ich betrachte die Angelegenheiten unserer Zeit als die große, mich vor allem Andern interessirende Periode, ich nenne sie die Uebergangsperiode. Seitdem ich Staatsbürger geworden bin und Landgüter und Fabriken besitze, geht mein Interesse Hand in Hand mit dem Interesse meiner Mitbürger. Ich trage mit ihnen gleiche Staatslasten und beobachte mit ihnen die Gesetze des Staates, und“ — setzte er mit großem Nachdrucke hinzu — „der Gott, den alle Staatsbürger hier zu Lande verehren, ist ja nur Gott, den ich immer verehrt habe. Es ist ja nur ein Gott, Herr Reichenbach! und wir Alle sind eines Vaters Kinder.“

„Warum“ — so fuhr er nach einer kurzen Pause fort — „hat mich mein gnädiger Kaiser mit Ehren und Ansehn überhäuft und seines Vertrauens gewürdigt? Etwa weil ich große Geschäfte gemacht habe mit den Rothschild's? Nein, Herr Reichenbach, nur deshalb, weil ich meine Güter gut bewirthschaften lasse, weil ich Fabriken anlege, in denen sich viele hundert Menschen nützlich beschäftigen, und endlich, weil ich wegen meiner

nicht unbedeutenden Besitzungen ein nicht Geringes beitrage zu den Staatslasten. Deshalb sind mir der Kaiser und Seine Majestät der König von Preußen in Gnaden gewogen, und deshalb haben mich die Monarchen hoch geehrt, seit ich mich niedergelassen habe in den beiderseitigen Staaten."

Mit immer größerer Verwunderung horchte der Handelsherr, während der Finanzrath fortfuhr: „Sollte ich nun nicht wünschen, daß es allen Staatsbürgern gut gehe, nachdem ich meinen Sitz unter ihnen bleibend aufgeschlagen habe? — da ich weiß, daß es mir selbst nur dann wohl ergehen kann, wenn es der Mehrzahl der Einwohner eines Landes nicht schlecht geht."

„Ein Anderes war es sonst, Herr Reichenbach, wo der Jude heimathlos von Land zu Land irrte, und wucherte und scharrte da, wo seine Kinder konnten nicht den eignen Herd erwerben. Jetzt aber, wo wir uns mehrstentheils schon duldsam friedlich unter einander und durch einander ernähren, jetzt, nachdem ich die Gewißheit habe, daß Kind und Enkel segnend mein Andenken auf der Stätte ehren werden, die ich zu einer bürgerlichen Existenz für sie bereitet habe — da muß ich auch den Samen der Liebe und des Vertrauens aussäen unter meine christlichen Mitbürger, damit sie mich und meine

Nachkommen nicht beneiden um das, womit der Herr den Fleiß meines Vaters und meine eigenen redlichen Anstrengungen so reichlich gesegnet hat."

„Ich ehre Ihre Grundsätze, Herr Finanzrath, und gratulire meinen Glaubensgenossen zu den heilsamen Folgen, welche für Viele daraus entspringen werden, aber — verzeihen Sie mir den bescheidenen Zweifel — sollten nicht noch recht sehr viele Anhänger der mosaischen Glaubenslehre das Gegentheil in ihrem Interesse für besser halten und vor Allem dem Handel mit Staatspapieren mit Leib und Seele ergeben bleiben?"

„Lassen Sie nur erst alle die Besten der Israeliten angesessen sein und das eigne Feld bauen, Herr Reichenbach!" — entgegnete Herr von Frankenstein — „und ich stehe Ihnen dafür, sie werden bald alle so denken wie ich. Wer steht uns dafür, daß die Rothschild's nicht einmal ihren Kindern zum Heirathsgute Obligationen überweisen, worin denselben ein deutsches Fürstenthum verschrieben ist? Und das sollte ich gleichgültig mit ansehen, Herr Reichenbach? Nein, geehrter Freund, mögen hinfüro alle Bauern und Landbesitzer sich unterstützen, gegenseitig sich helfen mit Rath und That, daß sie es so weit bringen, daß ihre Kinder, wenn so ein Staatsscheinchen einmal zur Kündigung kommen sollte

und nicht mehr eingelöst werden könnte um den Zins, daß sie, sage ich, mit dem Rothschild um den Grund und Boden handeln können, auf dem die Häuser ihrer Väter stehen!“

„Langsam an, mein theuerster Herr Finanzrath!“ — so rief der Kaufmann, der jetzt selbst nicht wenig überrascht schien bei der ihm von dem scharfsinnigen Manne vorgehaltenen Perspective — „Sie sehen auch allzuweit hinaus, zu weit in die Ferne!“

„Die fernste Weite rückt uns allmälig näher mit jedem Umschwunge des Zeitenrades, und was rollt wohl schneller dahin, als dieses gewaltige Rad, hinter dessen mächtigen Speichen Throne und Reiche und alle Menschensatzungen in den Staub sinken?“ — so sprach der Bekenner des mosaischen Glaubens, und sein Feuerauge strahlte, wie das eines Sehers aus dem Stammlande seiner Väter. — „Ein mächtiger Strom trägt auf seinen Wellen Alles zu dem Punkte hin, wo aus dem Tode das neue Leben entsteht. Die Zukunft wird von der Gegenwart geboren. An dem Kinde werden dereinst, so wie die Mängel, auch die Vollkommenheiten der Mutter, selbst das allerkleinste, in Folge irgend eines empfangenen Eindrucks nachgebliebene Maal sichtbar werden! — Ich halte es daher für gerathen, daß wir

alle und jede Mittel, deren wir nur einigermaßen entbehren können, zur Unterstützung der Staaten verwenden, in denen wir leben, zur schnelleren Aufhülfe des jetzt in ihnen aufkeimenden Lebens, vor Allem des Ackerbaues und jeder andern Art von nützlichen Gewerben, die nicht nur Einzelnen, sondern Allen nützlich werden. So wird denn endlich auch Deutschland durch richtige Wechselwirkung die rechte Haltung bekommen, die ihm fehlte, als die Stürme hereinbrachen, und die ihm noch an vielen Orten fehlt — um jenen Stürmen trotzen zu können, sollten sie einmal wider Erwarten abermals an den Grenzen von Deutschland heraufbrausen."

„Es wird Ihnen nun begreiflich sein, weshalb ich künftig nicht viel mehr im Handel mit Staatspapieren zu machen beabsichtige. Auch das Geschäft, welches ich früher einmal mit Ihnen in der holländischen Staatsschuld abzuschließen beabsichtigte, habe ich aufgegeben; so gut auch die Papiere erscheinen, ich habe es an die Seite gestellt, Herr Reichenbach, und es ist die Ursache, weshalb ich die Reise hierher gemacht habe."

„Im völligen Ernst, Herr Finanzrath?" — rief der Handelsherr, und sein Erstaunen erreichte jetzt den höchsten Grad — „Sie wollten wirklich die Geschäfte mit den Staatspapieren aufgeben?"

„Mein völliger Ernst“ — entgegnete der Angeredete mit fester Stimme. — „Meine Geschäfte darin gehen zu Ende. Ich bin entschlossen, den Ueberfluß meines baaren Geldes ausschließlich zur Unterstützung von gemeinnützigen Unternehmungen zu verwenden, oder solchen Männern billig abzulassen, deren Mittel nicht im Verhältnisse stehen mit ihrer Regsamkeit, um so wacker vorwärts zu schreiten, als sie es wünschen. Mein Zinsfuß wird alsdann niedriger werden, aber mein Capital wird dennoch mehr wuchern, als das Ihrige, Herr Reichenbach, verlassen Sie Sich darauf. Es wird meinen Kindern den Segen des Himmels und mir die Liebe der Mitmenschen verschaffen. — Dabei ist der Gedanke, nicht exclusiv, sondern für die menschliche Gesellschaft zu arbeiten, ein großer, ein zeitgemäßer Gedanke, ein Gedanke, den Alle fassen sollten, die ihr Vaterland wahrhaft lieb haben. Sie erwähnten vorhin des Talmud, Herr Reichenbach — eine schöne Lehre steht darin, es ist dieselbe, welche Sie in Ihrer Bibel finden — „thut wohl Euren Feinden, segnet die, so Euch fluchen!“ Ich habe sie befolgt, diese Lehren, und sie haben mir nur Glück gebracht. Und nun noch eine Bitte, geehrter Freund“ — setzte er dringend hinzu, indem er eine der Hände seines Geschäftsfreundes in die seinigen schloß —

„lassen Sie dem Herrn Baron die 4000 Thaler noch einige Zeit, Sie würden mich dadurch selbst zu Ihrem Schuldner machen.“

„Sie wollten sich für den Baron verbürgen, Herr von Frankenstein?“ — rief Herr Reichenbach, den die Worte des reichen Mannes bereits in Verwirrung gesetzt hatten, mit allen Zeichen des größten Erstaunens, obgleich er schon manche seiner Eigenthümlichkeiten wegen einer mehrjährigen Geschäftsverbindung kennen gelernt hatte. — „Herzlich gern, um Ihnen zu dienen, werther Freund; aber mit den Staatspapieren, nicht wahr, das ist doch nicht Ihr Ernst?“

„Es bleibt damit, wie ich gesagt habe; gebe Gott, daß Ihnen die Staatspapiere nur nicht noch Sorge verursachen bei der bevorstehenden großen Abrechnung“ — erwiederte von Frankenstein lächelnd. — „Sie nehmen mich demnach zum Schuldner oder als Bürgen für jene 4000 Thaler an?“

„Wie können Sie zweifeln, Herr Finanzrath? Aber darf man wissen, weshalb Sie Sich so warm für den Baron interessiren?“

„Das, erlauben Sie, bleibt mein Geheimniß, Herr Reichenbach“ — versetzte lächelnd der Gefragte. — „Ich werde nur noch einige nöthige Notizen einziehen, dann

kehre ich zurück, um dieses Geschäft in gehöriger Form zwischen uns zu realisiren. Recommandire mich bis dahin, und nichts für ungut wegen einzelner Worte, die mir heute, ich weiß selbst nicht wie, aus dem vollen Herzen entschlüpft sind."

Der Kaufmann verneigte sich beim Abschiede noch tiefer wie gewöhnlich. Ob in Ehrfurcht vor den edlen Grundsätzen, oder vor den Schätzen des steinreichen Mannes, das müssen wir dahin gestellt sein lassen. So viel ist indessen gewiß, daß Herr Reichenbach, nachdem er den ehemaligen Handelsfreund unter den gewähltesten Schmeichelreden bis an die Hausthür begleitet hatte, voller Freude, seine 4000 Thaler gesichert zu wissen, das Comtoir betrat, ohne daß irgend einer seiner Commis auch nur den leisesten Anflug von Zerstreutheit oder die Spur von einer andern tiefsinnigen Meditation, als über eine Zahlrechnung an dem herzlosen Manne mit der weltberühmten christlichen Firma entdeckt hätte.

Sinnend aber schritt der kaiserlich-königliche Finanzrath die Johannisstraße hinab und erwiederte diesmal nur flüchtig die freundlichen Grüße, die ihm von allen Seiten, von Hoch und Niedrig, wie es ihm in der Straße begegnete, zu Theil wurden. Man sah den

reichen und klugen Israeliten gern in der Stadt, weil er selten hereinkam, ohne Handwerkern und Fabrikanten einen neuen Verdienst oder irgend einem unternehmenden Kopfe einen Erwerbszweig zugewiesen zu haben.

„Eine Stammschäferei hat der Baron, nun, da kann er mir wegen der meinigen, die im Werden ist, guten Rath geben — sprach er leise vor sich hin. — Bringt er mir die Merinos auf Irmenthal so recht ordentlich in Zug — setzte er in Gedanken hinzu — so wäre ich ja schon für das gute Werk belohnt, was ich an dem Starrkopfe thun will. Bin ich Dir doch vielen Dank schuldig, guter Moses. Wahrhaftig, es war ein großer, ein gelehrter Mann, der Sohn vom Sapher Mendel in Dessau. Ohne die Liebe zu ihm hätte ich nicht mit dem Eifer seinen More Beboehim gelesen, hätte nicht sobald begriffen, daß die wahre Glückseligkeit der Menschen nur aus dem Verschmelzen der Interessen hervorgeht. Ich helfe dem Baron mit Geld" — fuhr er, langsamer gehend, in seinen Meditationen fort — „und er hilft durch etliche Böcke von seinen Merinos meiner Schäferei auf die Beine. Ist das nicht das Verschmelzen der Interessen? Ich bezahle seine Schulden, und er gibt mir dafür, so will ich wenigstens hoffen, seine Freundschaft, und verwandelt in Liebe den bisher gegen die

Judenschaft gehegten unnatürlichen Haß. Sieht der Baron ein, daß wir Alle Kinder eines Vaters sind, gleichviel, ob wir ihn verehren unter dem Namen Gott, Jehova oder Jesus Christus, so ist schon wieder ein großer Schritt gethan. Und daraus entsteht die allgemeine Glückseligkeit, wie der große Sohn vom Mendel sagt. Ja, er hat Recht, der Moses. Der Papierhandel und der Wucher thun es halt nicht; ach, der Meinung sind schon Viele von uns geworden." — — Doch hier wurde er plötzlich genöthigt, seinen langen Monolog zu unterbrechen, denn unter dem Schmettern der Jubelhörner zog seitwärts die Wachtparade des schönen, in Breslau garnisonirenden Kürassierregiments an ihm vorüber. Aus alter Gewohnheit folgte der Baron von L., sein ehemaliger Rittmeister, an der Seite eines noch im Dienste stehenden Kameraden, dem militärischen Aufzuge. Als Frankenstein ihn erblickte, glaubte er nie zuvor ein finstreres Menschenantlitz bemerkt zu haben, als das des Rittmeisters, der jedoch, als er an ihm vorüber schritt, seinen Gruß höflich erwiederte.

IV.

Der Baron war sowohl von dem Geheimenrathe v. Z., als vom Domherrn v. R., sogar von einem

seiner nächsten Verwandten mit bittersüßen Worten des Bedauerns, jedoch unter den heiligsten Versprechungen, zu jeder andern Zeit bereitwillig Hülfe leisten zu wollen, für dieses Mal abgewiesen worden. Geld scheidet die Freundschaft, und die vom Rittmeister jenen Herren bewiesenen Gefälligkeiten waren längst in Vergessenheit gerathen. Im gerechten Unwillen klagte er mit bittern Worten dem alten Schlachtgenossen seine Lage und die ihm in den Häusern der sogenannten Freunde widerfahrene kühle Behandlung.

Dieser war eben im Begriff, dem alten Kameraden etwas seitwärts von der aufmarschirten Wachtparade guten Rath zu ertheilen, da er leider nicht zu denen gehörte, welche der Himmel mit zeitlichen Gütern besonders gesegnet hatte, als der Finanzrath nochmals grüßend an ihnen vorüberschritt.

„Der da könnte wohl helfen, wenn er es wollte“ — flüsterte der Officier dem Rittmeister zu, indem er auf Frankenstein deutete. — „Seitdem sich dieser Nabob in unsrer Gegend niedergelassen hat, fehlt es selten einem Manne von Thätigkeit am nöthigen Gelde, um seine Unternehmungen zu begründen.“

„Ich habe den Mann einst im Felde zu bitter gekränkt, als daß ich es wagen könnte, mich an ihn zu

wenden" — erwiederte der Rittmeister kalt — „es würde die bitterste Satyre sein" — seufzte er hinzu — „und mich zugleich tief erniedrigen, wollte ich jetzt in der Noth seine Hülfe in Anspruch nehmen."

„Aber es käme doch, rebus sic stantibus, auf einen Versuch an," meinte der Rathgeber.

„Zu dem ich nie meine Einwilligung geben werde" — erwiederte der Rittmeister — „schlage Dir dergleichen aus dem Sinn, wenn Du nicht wünschest, daß ich Dich jetzt noch für den halten soll, der Du ehemals warst, für einen Leichtfuß erster Größe. Lieber lasse ich es zum Aeußersten kommen, d. h. ich schlage meine Electoralwolle los zu jedem Preise, um von dem Wucherer los zu kommen. Vielleicht gibt mir der unbarmherzige Gläubiger wohl noch einige Frist, wenn ich ihm selbst eröffne, was er mir anzubieten doch noch nicht schamlos genug war. Zeit gewonnen, Viel gewonnen. Es kann sich in Monaten Manches zu meinem Vortheile ändern, wenn z. B. die Korneinfuhr nach England freigegeben wird. Doch komm', alte Seele" — sagte der Rittmeister mit trübem Lächeln — „laß uns einer Flasche den Hals brechen, um wenigstens für eine Stunde die schweren Sorgen los zu werden, und mich in der Erinnerung an die Vergangenheit zum letzten

schweren Gange zu Reichenbach zu kräftigen. Wollte Gott, ich stände noch im Regimente! Vielleicht würde noch einmal Marsch, Marsch! geblasen. Hätte man auch nichts weiter von der lustigen Fanfare, als einen ehrlichen Reitertod, so wäre es doch besser als jetzt, wo man sich unter rastlosem Quälen noch täglich von den Wucherern plagen lassen muß, die sich fest wie Harpyen fast an alle deutsche Rittergüter angekrallt haben. O Bruderherz, welche drückende Bürde ist heutzutage der Adel ohne Geld! Wäre mein gnädiger Herr Papa ein ehrlicher Pachtamtmann gewesen, so stände es wahrscheinlich heute besser um seinen einzigen Sohn!"

„Tempus mutabile!" — entgegnete der Kamerad, indem er an seinem Schnurrbart drehte. — „Wer, Herr Bruder, empfindet das wohl mehr, als eben unser Stand! Sonst war eine gute Haltung zu Pferde, eine tüchtige Commandostimme und ein Höllensacrament aus dem ff Alles, was von einem tüchtigen Reiterofficier verlangt wurde. Was aber gehört jetzt dazu, ehe einer der jungen Herrchen das Examen passirt? Da heißt es zuvor: Mathematik! Brr! es läuft mir schon eiskalt über den Rücken, wenn ich nur an ein Rechenexempel denke — Kalligraphie und Orthographie, Geographie, Geschichte, Zeichnen, Sprachen und — weiß ich es doch

kaum selbst, was für gelehrten Kram sie sonst noch verlangen."

„Nun danke Gott, Herr Bruder, daß Du es noch vor der bösen Zeit bis zum Rittmeister gebracht hast, es möchte Dir sonst wohl etwas schwer geworden sein mit Deinen Studien, besonders mit den Sprachen, da Du, soviel ich mich noch erinnern kannst, selbst in Deiner Muttersprache, wenigstens schriftlich, nur schwer zurecht kommen konntest. Außer Deiner Unterschrift: Wilhelm, Freiherr v. W., Erb= und Gerichtsherr rc., war es immer ein Kunststück, die Hieroglyphen Deiner Zuschriften zu enträthseln. In Bezug auf unsere Sprache ging es Dir gerade wie dem alten Fritz, glorreichen Andenkens, Du konntest keine Schönheit darin finden" — sagte von L. mit gutmüthigem Spott, während er sich bei allen gehabten Verdrießlichkeiten eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte, bei einem Blicke auf den bittersüß schauenden Kameraden, der seinen Freund leise am Bart zupfend bemerkte:

„Laß Du das gut sein, Bruderherz — ich bin mit meiner Muttersprache noch immer so ziemlich zum Zwecke gekommen, so gut als Vater Blücher und mein eigener seliger Herr Papa; und hier im Hause" — wobei er auf den Gasthof zur Reichskrone zeigte —

„verstehen mich die Kellner, sogar ohne daß ich den Mund öffne,“ sagte er lachend. Dann traten sie in die große Gaststube, wo sie kaum noch einen Platz unter den vielen Gästen fanden, die theils schon zur Table d'hôte gekommen waren, theils um den Appetit im eigenen Hause durch einige Gläser Wein zu besteuern, während sie zugleich die Tagesneuigkeiten einsammelten, um Stoff zum Sprechen am Familientische zu haben, wenn sie etwa den ehelichen Horizont nicht ganz frei von Wolken finden sollten.

In der alten guten Zeit, d. h. vor 1806, hatte man fast allgemein in Breslau den beliebten „Breslauer“ zum Frühstück getrunken. Für diejenigen Gäste, denen ein einziger Großer nicht genügte und die, während sie dem Zuge des Herzens folgten, nicht eben wünschten, in den Ruf eines Schnapstrinkers zu gerathen, hatte man nach dem Kriege die sinnreiche Einrichtung getroffen, daß eine Auswahl von Liqueuren auf dem Büffet in einem entfernten Winkel des Saales aufgestellt war, neben dem man zwei schöne Kriegsbilder, die Schlachten an der Katzbach und bei Kulm, aufgehängt hatte. Dadurch wurde es möglich gemacht, daß sich die Gäste selbst bedienen konnten, entweder in ambulando, oder während sie in Anschauung der dem Patriotismus schmeichelnden

schönen Kupferstiche versunken schienen. Ihrer Discretion blieb es überlassen, daß sie bei jedem Glase einen kleinen Strich auf die Tafel machten, auf der die Namen aller Stammgäste durch den Anfangsbuchstaben verzeichnet waren.

Als sich jedoch späterhin, so wie in allen größeren Provinzialstädten, auch in Breslau zu den vorhandenen noch so viele neue Schauspieler und Doctoren, Philosophen, Richter und Assessoren, Referendare und Fähnriche, Privatgelehrte und Recensenten wie Sand am Meere einfanden, da wurde mit dem durch das nüchterne Dandyleben neueingeführten Tone, den man den guten nannte, auch diese altgewohnte Sitte nebst vielen andern liebgewordenen Gewohnheiten in Breslau fast ausschließlich durch die Theemaschine und das nüchterne Zuckerwasser verdrängt.

Es war einem der jungen Spottvögel nicht entgangen, daß der Stöpsel einer Flasche gequiekt, so oft der Rittmeister von W. sinnend eine Zeitlang vor der Schlacht an der Katzbach stand, und daß jedesmal ein leises „Brr!" erfolgte, wenn der dicke Oberlandesgerichtsrath, mit der Hand auf dem Rücken, begeistert von der Gefangennahme des Vandamme ausrief: „Das war der

Glanzmoment unserer Heeresabtheilung, war doch ein ganzer Held, unser alter General!“

Andere wollten wiederum bemerkt haben, daß sich die Striche hinter dem Anfangsbuchstaben des Justiz-Commissairs Streitfeder immer um einen vermehrt hatten, so oft er dem Büffet nach kurzem Verweilen in seiner Nähe den Rücken wandte.

Da hieß es zuletzt in der guten Stadt, da kommt Peter mit drei Strichen, oder Peter mit vier, fünf, ja zehn Strichen! und wollten die geplagten alten Herren den beißenden Witzeleien entgehen, so mußten sie sich entschließen, Wein zu trinken. Mancher trank anfänglich aus Verdruß, später wieder aus Gewohnheit so viel des edlen Rebensaftes zum Frühstück, daß Einigen, deren Mittel nicht im Einklange standen mit den neuen Institutionen, während sie statt der früheren drei, vier Striche jetzt drei und vier Viertel Wein tranken, Oertel's neue Erfrischungsmethode eine willkommene Erscheinung wurde, da sie nun als seine eifrigen Jünger mit Anstand Wasser trinken konnten.

Spätere Reisende, die mit den Verhältnissen in Breslau bekannt waren, entdeckten gar bald jene Bedauernswürdigen hinter den großen mit Zuckerwasser gefüllten Paßgläsern an den Blicken voll Trauer und

Sehnsucht, die sie nach dem Schenktische in der Ecke richteten, wo zwar Schlachtbilder von der Katzbach und von Kulm in ihren verblichenen Rahmen immer noch die Wände schmückten, aber beiweitem nicht mehr die frühere Theilnahme fanden, da von der schwarzen Tafel jede Spur verschwunden war.

Als jetzt die beiden Freunde an einem kleinen Tische in der entferntesten Ecke des weiten Gemaches, wo ihnen die zweite Flasche schon zum Sorgenbrecher geworden war, Glas um Glas während ihrer Kriegserinnerungen leerten und v. L—'s Blicke zufällig über die erwähnten Schlachtbilder glitten, rief er, mit der Hand darauf hindeutend, sich selbst vergessend mit lauter Stimme aus: „Das waren doch bessere Zeiten, Bruderherz!"

„Ja, alte Seele, als die schwarze Tafel noch in der Ecke florirte" — entgegnete laut lachend der Kriegskumpan, der den Sinn der Worte seines Freundes anders gedeutet hatte — „da waren die Zeiten freilich viel, viel besser. Sieh Dir nur einmal die jetzige unreife Gesellschaft an" — setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu — „durften es solche Gelbschnäbel ehedem wohl wagen, unter uns zu erscheinen, oder gar uns überschreien zu wollen, wie sie es jetzt thun, diese Studenten, Cadetten, Komödianten und Doctoren, oder wie die

andere Sippschaft heißt, ich glaube: „das junge Deutschland!" Damals war Zucht und Ordnung in der Welt, keiner durfte mucksen, wer nicht zu uns gehörte! Jetzt schreit jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und was schreien die Mehrsten, gieb nur einmal ein bischen Acht: Reform, Umwälzung bestehender Verhältnisse, und hörst Du dort die jungen Schwarzröcke, gleich fangen sie mit der Kirche an, und so wird die alte Kirche, wie es scheint, wohl bald ganz ihr Ende sehen. Denn — wenn ich auch selbst nicht viel in die Kirche gehe, wenn ich nicht eben den Dienst bei der Sonntagsparade habe, so frage ich doch, was daraus werden soll, wenn Bauer und Bürger erst auf das schöne neumodige Geschwätz von Religions-Philosophie, von Rationalismus, von Pantheismus, von Hegelismus und Gott weiß, von welch anderem Ismus, wie ihn die Kerlchen dort, wo sie gehen und stehen, auskramen, zu horchen anfangen."

„Aber wozu all' Ihr Remonstriren und Demonstriren, mein Herr v. Z." — sagte lachend ein eben vorübergehender schöner junger Mann mit dem rothen Adler im Knopfloch, den der reiche Fabrikherr kürzlich vom Könige in Anerkennung seiner Verdienste um die Industrie in der Provinz Schlesien erhalten hatte —

„erkennen Sie doch endlich einmal die Zeit, in der wir leben, als eine Uebergangsperiode an, der man sich fügen muß, je eher, desto besser! Lassen Sie Ihre Bauern ablösen, während es an der Zeit ist, wer weiß, wie wunderlich noch Alles in der Welt kommen kann. Seitdem man mit Dampf die Meere durchfährt, fliegen die Gedanken mit Blitzesschnelle durch die Welt. Da hilft kein Widerstreben. Vorwärts, ist der Wahlspruch in der Welt! wer zurückbleibt, wird zertreten!" damit verbeugte er sich und ging weiter. Herr v. Z., der eine saure Miene machte bei dem Gehörten, rief nach der Rechnung, während der zu ihm herantretende Justiz-Commissair, welcher heute einen Termin beim Oberlandesgerichte für ihn abgehalten hatte, seinem Clienten noch schließlich eindringlich zuredete, zu nehmen, was jetzt zu erhalten sei, da der Augenblick sich vielleicht nie wieder zu einer Einigung zwischen den Dienstpflichtigen und Berechtigten so vortheilhaft zu Gunsten der letztern gestalten würde.

Reiche Bürger und Kaufleute, Oekonomen und Fabrikherren, so wie sie der Zufall in einer der größten Gruppen zusammengeführt hatte, lobten mit Wärme die unter Friedrich Wilhelm dem Dritten für Preußen endlich herangekommene goldene Zeit, wodurch dem thätigen

und geschickten Manne überall Gelegenheit dargeboten wurde, zu Brot und Amt und Würde zu gelangen auf dem verheißenen einfachen Wege.

„Nunquam retrorsum!“ rief ein dicker Domainenpächter aus der Nachbarschaft, der vor Zeiten aus dem Lande Braunschweig in das Fürstenthum Oels und später in die Nähe von Breslau gezogen war. „Nunquam retrorsum!“ tönte es von den Gleichgesinnten wieder. Dann klangen die Gläser noch einmal zusammen und mit der eingetretenen Table d'hôte-Stunde entfernten sich diejenigen aus der Gesellschaft, die an gehörige Zeiteintheilung und Ordnung gewöhnt, den Familientisch zu Hause nicht auf sich warten lassen wollten.

In einer andern, viel stilleren Ecke des Saales saß der Baron von Frankenstein ganz ruhig bei einer Flasche Ungar, seinem Lieblingsweine. Er war noch nicht lange eingetreten und hatte sich deshalb nicht in die allgemeine Conversation gemischt. Doch während er so still vor sich hin lächelnd fast jedes Wort aufmerksam verfolgte, mochte er vielleicht Manches denken, was seine Sympathie mit dem zuletzt gehörten Wahlspruche aus dem alten Stammlande Heinrichs des Löwen beurkundete. Hätte er Gedanken ausgesprochen, würden sie in Worten etwa folgendermaßen gelautet haben: „Die Leute

sprechen gut in Folge der weisen Maximen, welche von Männern, die der Lebenspraxis kundig sind, aufgestellt wurden. Den letzteren ist es gelungen, die verschiedenen Stände und Kasten in nähere Berührung mit einander zu bringen. Sie fangen endlich an, zu erkennen, daß Keiner ohne den Andern bestehen kann; ich nenne es das Verschmelzen der menschlichen Interessen oder die Uebergangsperiode vom Schlechten zum Besseren."

Der Finanzrath, welcher von einigen seiner Bekannten die genauesten Nachrichten, und zwar zu seiner Zufriedenheit über den Baron von L. erhalten hatte, machte sich gleich nach aufgehobener Tafel auf den Weg, um das Weitere wegen der für den Letzteren zu übernehmenden Bürgschaft mit Herrn Reichenbach abzumachen. Er war um so mehr entschlossen, etwas für den Rittmeister von L. zu thun, als er dessen jetziges ernstes, nachdenkliches Wesen, welches in so großem Contraste mit seinem früheren Benehmen stand, gar wohlgefällig bemerkt hatte.

V.

Der Tag war schon weit vorgerückt, als der Baron, obgleich er früher anderer Meinung gewesen war, mit Ruhe das Comtoir des Actienmannes noch einmal be-

trat, um ein anderes, sehr von ihm motivirtes Gesuch, bei welchem die billigen Preise, zu welchen er seine Electoralwolle erlassen wollte, in Betracht kamen, wegen Wechselprolongation vorzutragen.

Herr Reichenbach, ungleich geschmeidiger als am Morgen, erwiderte sehr höflich, daß er nach einigem Ueberlegen das, was ihm früher unmöglich geschienen, jetzt möglich zu machen gesucht, und daß er den Wünschen des Barons sogar noch auf einige Monate länger, als zuerst von ihm gebeten, zu willfahren geneigt sei. Der Rittmeister, welcher kaum seinen Ohren zu trauen wagte, stand stumm vor Erstaunen und blickte Herrn Reichenbach mit seinen großen, ehrlichen Augen unverwandt einige Secunden an, während dieser den Wechsel ohne alle andere Stipulationen durch einige Federstriche prolongirte. Der Geldmann wiederholte nochmals seine Worte mit der größten Zuvorkommenheit und wünschte dem Baron, als dieser sich endlich, während er von der Prolongation in gehöriger Form überzeugt war, entfernen wollte, den besten Geschäftsfortgang, indem er seine Dienste bei vorkommenden Gelegenheiten angelegentlich empfohlen hatte.

Der Rittmeister schritt hastig, wie von einem Traum befangen, seines Weges, bis der aus der Brieftasche

genommene Schein ihn von der Wahrheit des Sachherganges überzeugte. Indessen gehörte er schon lange nicht mehr zu den Schiffern, die sich sorglos wieder dem Spiele der Wellen auf dem Ocean des Lebens mit vollen Segeln überlassen, sobald die Gefahr des Augenblicks vorüber scheint, oder zu denen, die sich nur dann nach Compaß und Steuerruder umsehen, wenn schon die Wogen gleich Bergen heranschwellen und das lecke Fahrzeug in der Tiefe zu begraben drohen. Mit dem Gedanken, daß auch die längste Frist ihr Ende erreiche und daß er jetzt um so mehr bemüht sein müsse, Alles aufzubieten, um zur Zeit des Zahlungstages als ein Ehrenmann in den Augen des ihm so räthselhaft gewordenen Creditors zu erscheinen, trat er den Rückweg in den Gasthof an. Wir können es ihm nicht übel deuten, wenn der Baron, dem Zuge des menschlichen Herzens Folge leistend, mit leichterer Brust wie am Morgen eine letzte Flasche leerte, ehe er sich in den Wagen setzte, um noch vor völligem Einbruche der Nacht sein Gut zu erreichen, von dem er als guter Landwirth nur ungern länger, als unvermeidlich war, entfernt blieb.

In die Polster der alten Familien-Carosse versenkt, überließ sich der Rittmeister seinen Gedanken. Betrachtungen über das seltsame Benehmen seines Gläubigers

nahmen den ersten Platz unter ihnen ein, und die verschiedenartigsten Vermuthungen, von denen eine immer die andere verdrängte, hatten den Baron bald so sehr beschäftigt, daß er ganz wider seine Gewohnheit von den ihn umgebenden Wirklichkeiten, vom Wege u. s. w. wenig oder gar keine Notiz nahm.

Es schien jedoch, als wenn sich das Schicksal darauf capricirt hätte, den ehemaligen tapferen Kriegsmann an diesem Tage noch mehrere seiner Launen fühlen zu lassen. Etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt, wo die letzten Vergnügungsorte gewissermaßen die Grenzscheide der Lebensverhältnisse von Bürger und Landmann und den Unterschied des Comforts bezeichnen, wie er von dem einen und dem andern dieser Stände zur zeitweiligen Erleichterung des Lebens für nöthig erachtet wird, hörte die bisher ganz gut erhaltene Chaussee auf, um einem Knüppeldamme Platz zu machen, der, hie und da vom Herbstregen zerrissen, die Communicationswege zwischen Stadt und Land bezeichnete.

Kaum hatte man eine kurze Strecke auf diesem Feldwege zurückgelegt, so fühlte der Rittmeister plötzlich eine so heftige Erschütterung, daß seine Stirn in eine unsanfte Berührung mit den ihm gegenüber befindlichen Glasscheiben gerieth. Gleich darauf hörte er den

Wagenlenker einen schweren Fluch ausstoßen, dann war Alles wieder still wie im Grabe und der Wagen stand unbeweglich, doch in einer so schrägen Richtung, daß es dem Baron schwer fiel, seinen Platz zu behaupten. Hastig riß dieser das entgegengesetzte Wagenfenster auf, doch was er hier erblickte, vermochte ihn nicht besonders wegen der eben erhaltenen Contusion zu trösten. Der Wagen war in ein sogenanntes Schlagloch gerathen, welches der Kutscher, der sich in den berühmten Breslauer Aquaviten etwas bene gethan haben mochte und der nun fluchend dem dicken Nebel die Schuld gab, welcher die Nacht in der trostlosen Ebene noch früher wie gewöhnlich herbeigeführt, nicht zeitig genug bemerkt hatte.

Vergebens wetterte der Baron, der auf einem dem Schlammmeere entragenden Baumstumpfe Posto gefaßt hatte; vergebens knallte die Peitsche des Fuhrmanns. Man hob und schob, rechts und links, doch fruchtlos blieben die Anstrengungen der beiden starken Männer, das schwere Fuhrwerk, welches unter ihren vereinten Bemühungen immer tiefer in den defecten Knüppeldamm versank, wieder flott zu machen.

Bald die Ungeschicklichkeit seines Großknechtes verwünschend, dem er deducirte, daß er, statt langsam in ein solches Schlagloch hinein und rasch wieder heraus=

fahrend, das Experiment gerade umgekehrt gemacht hätte, bald die Idee aller Knüppeldämme in Schlesien und Polen verwünschend, starrte er endlich erschöpft auf den großen Familienwagen, ein Erbstück aus dem Nachlaß seines seligen Vaters, der wie der Rumpf eines entmasteten Dreideckers aus dem schwarzen Pfuhle sah. Indem er noch mit sich zu Rathe ging, welche Hülfe dem unbeholfenen Hulk noch etwa zu geben sein könnte, hörte er in einiger Entfernung zu seiner nicht geringen Freude einen andern Wagen herankommen.

„Da wird es Hülfe geben" — rief der Rittmeister, und war schon im Begriff, auf dem neben dem Wege erhöheten Graben das Mitleiden der Nahenden in Anspruch zu nehmen, als er in dem herankommenden Fuhrwerke wieder dasjenige erblickte, was er in seiner gegenwärtigen Bedrängniß am allerwenigsten zu sehen wünschen konnte.

Ein scharfer Blick in die Nebelwand, in welcher das Gefährte eben auftauchte, zeigte dem Baron abermals die schöne, für ihn jedoch so ominöse Equipage mit den flüchtigen Goldfüchsen. Der leichte Wagen, der unter geschickter Benutzung eines seitwärts laufenden, etwas höher gelegenen festen Haideweges im Trabe heranrollte, hielt in diesem Augenblicke nicht weit von der Stelle

an, wo das Stranden des alten Erbstückes stattgefunden hatte.

„Aller guten Dinge müssen drei sein! — pflegte die Mama zu sagen" — sprach der Rittmeister leise unter einem bittern Lächeln vor sich hin — „zum dritten Male begegnet mir jetzt der Mann Israels mit seinen symbolischen Goldfüchsen. Daß die heilige Drei wenigstens dem Sohn nichts gebracht hat, würde die gute Selige jetzt recht schlagend aus der Bescheerung mit dem alten Familienstücke wahrnehmen können."

„Nun, laß die Gaule noch einmal anziehen, Johann!" — mit diesen Worten begann er auf's Neue seine Aufmerksamkeit dem Rettungswerke zuzuwenden — „hab' Acht, daß Alle nur zugleich anziehen, hörst Du, zugleich, und spare die Peitsche nicht!" Dann ergriff er einen Stab von dem Knüppelhaufen, der hier statt der Chausseesteine am Wege aufgeschichtet stand, um die schweißtriefenden Braunen von der andern Seite zu einem kräftigen Versuche a tempo zu ermuntern.

„Ja, ja, ganz recht so! Soll ein großer Versuch glücken, so müssen Alle ihre Kräfte anstrengen zur selben Zeit! der Rittmeister ist auf dem rechten Wege" — etwas dem Aehnliches flüsterte der Baron von Frankenstein vor sich hin, indem er anscheinend in der besten

Laune von der Welt aus seinem eleganten Tilbury den neuerdings getroffenen Maßregeln zusah — „recht so, brav! so wird es schon gehen, nur Alle zugleich, dann geht es fürbaß gerade wie in der menschlichen Societät.“

Der Versuch schien zu glücken. Die Pferde, alle vier zugleich, von der Peitsche des erfahrenen Kutschers berührt, legten sich mit vereinten Kräften in das Geschirr. Das Vordergestell hob sich; ein neuer tüchtiger Zuruf, verbunden mit einem geschickt angebrachten zweiten Peitschenhiebe, veranlaßte, daß auch das Hintertheil des Wagens nachfolgte. Schon stand er auf festem Grunde, da prallten die jetzt in Hitze gerathenen Pferde, auf dem trocknen Boden angelangt, noch einmal in's Zeug und drängten dabei so rasch nach einem tiefen Gleise neben der eben gewonnenen Stelle, daß eins der Vorderräder, bei allen Anstrengungen des Kutschers, die schäumenden Hengste nach der entgegengesetzten Richtung zu lenken, hineinsank und bei der gleich darauf erfolgten Biegung des Wagens krachend zusammenbrach.

„Bomben und Granaten, nun ist es aus mit der alten Karete!“ — fluchte der Baron — „aber was stehst Du da und starrst das alte Geröll an wie die Kuh das neue Thor?“ — fuhr er fort — als er bemerkte, wie Johann die Mütze schräg auf dem Kopfe richtete, ohne

ein einziges Wort zu sagen. — „Spanne dafür die Pferde aus, bringe sie seitwärts auf das Trockne und reite auf dem Sattelpferde nach Stockwitz; borge ein Rad und bitte einige mitleidige Seelen, daß sie mitkommen, um uns aus der Patsche zu helfen. Mach' Deinen Betrachtungen ein Ende, Deine weisen Bemerkungen, was hätte geschehen müssen, kommen gewöhnlich zu spät, nachdem der Schaden geschehen ist."

Bisher hatte der Finanzrath als unthätiger Zuschauer dem Treiben in dem Loche von der Seite auf dem von seinem Kutscher gewählten Wege zugesehen. Der geräuschvolle Eifer, mit dem man dort bemüht war, sich aus dem Sumpfe hervorzuarbeiten, hatte ihn verhindert, seinen Rath, oder einen Vorschlag, wie er hier Noth that, an den Mann zu bringen. Kaum hatte er indessen bemerkt, daß des Barons alte Karosse zu einem vollkommenen Wrack geworden war, als er schnell an des Rittmeisters Seite stand und ihn nach seiner gutmüthigen Weise kurz begrüßte.

„Sie haben Malheur gehabt, Herr Baron, es ist nur gut, daß Sie selbst keinen Schaden genommen haben!"

„Der Schaden ist nicht unheilbar" — antwortete der letztere — „mit Geduld, lieber Herr von Frankenstein,

wird die verdrießliche Geschichte mit dem Wagen überwunden werden, wie man so manches Andere jetzt in der Welt bekämpfen muß!“

„Lieber Herr von Frankenstein“ — wiederholte der Finanzrath bei sich selbst — „man sieht, wie das Bedürfniß die Menschen näher zu einander führt und die Herzen erschließt“ — dann sagte er laut: — „Was ist hier zu thun, Herr Baron? Sie können mit Ihrem Wagen so nicht weiter kommen. Wollen Sie einen Platz einnehmen in dem meinigen, so wird es mir zum Vergnügen gereichen, in Ihrer Gesellschaft bis nach Stockwitz zu fahren. Dort finden Sie eine warme Stube und können die Ausbesserung Ihres Wagens bequemer abwarten unter Dach und Fach, als hier auf der schlechten Straße im Morast bei einbrechender Nacht.“

„Mit Dank nehme ich Ihren Vorschlag an, Herr Finanzrath“ — entgegnete der Rittmeister — „denn obgleich ich die Nacht so wenig, als Wind und Wetter zu scheuen gewohnt bin, so ist doch das Bivouak hier im Moore um so weniger einladend, da man nichts weiter thun kann, als zusehen, während der Wagen geflickt wird.“

Hocherfreut über diese Worte des Barons, die, wie

er sah, ohne eine Beimischung von Spott über seine Lippen glitten, befahl er seinem Kutscher, zur Aufsicht bei den Pferden und dem zerbrochenen Wagen zurück zu bleiben, während er die Leitung seiner Goldfüchse mit geübter Hand selbst übernahm. Bald flog das leichte Fuhrwerk auf dem schmalen Wege in der Richtung von Stockwitz im raschen Trabe von dannen.

Da beide Herren, besonders der Rittmeister, oft nur sprachen, um etwas zu sagen, wie es den Formen der Höflichkeit entsprach, so drehte sich die Unterhaltung anfänglich nur um ganz gleichgültige Dinge. Bald kam man jedoch von den Goldfüchsen auf die Viehzucht, auf den Landbau, auf veredelte Schafe und die vielen daraus ressortirenden Gewerbe, bis man unvermerkt vom Privathaushalte auf den Staatshaushalt gekommen war. Hier war es, wo der routinirte Geschäftsmann eine Menge von höheren Ideen entwickelte, die dem Baron bisher theils fremd geblieben waren, oder die er nach den Begriffen, welche er noch mit Vielen seiner Standesgenossen theilte, am allerwenigsten aus dem Munde eines Bekenners des mosaischen Glaubens zu hören erwartet hatte.

Als endlich die in der damaligen Zeit schon viel

besprochene Emancipationsfrage an die Reihe kam, da mußte er sich innerlich gestehen, daß die Idee, aus dem Gesichtspunkte aufgefaßt, wie sie der Finanzrath so klar und umsichtig entwickelte, Vieles enthielt, woran er so wenig, als andere Gegner derselben bisher gedacht hatten.

„Ich räume ein, daß es schlechte Menschen unter den Juden giebt, sowie unter allen Confessionen, beurtheilen wir aber nach dem Einzelnen nicht den Kern eines Volkes," erwiederte der Finanzrath auf einen der Einwürfe des Barons, der, obgleich er anfing, in der bisher gehegten Meinung wankend zu werden, noch keineswegs geneigt schien, alle die Positionen aufzugeben, die Vortheile und ein durch die Geschichte stereotyp gewordener Irrwahn zu einem geheiligten Bollwerk für ihn gemacht hatten.

Dann fuhr er fort: „Nehmen wir den Einfluß, den die Guten unseres Glaubens auf die Schlechteren ausüben, zählen wir die Summen zusammen, mein Herr v. L., die vermittelst des Bürgerrechtes, welches die Juden in einigen deutschen Staaten erlangt haben, eben diesen Ländern in fortschreitender Progression zufließen und deren Wohlstand sich in eben dem Maaße vergrößern muß, als er sich in denen vermindert, wo die

Juden für den theuer bezahlten Schutz fernerhin den sogenannten Wucher treiben, weil ihnen eine redliche Lebensweise dort nicht gestattet ist, und betrachten wir mit den Geldmitteln zugleich die unserm Volke im Allgemeinen innewohnende geistige Kraft! Addiren wir dieses Alles zusammen, Herr Baron — und es gehört eben kein außerordentlicher Scharfsinn dazu, um einzusehen, wohin sich das Züngelchen der Wage neigt und für welche Staaten es den Ausschlag giebt! Ob zu Gunsten der Länder, wo durch die Emancipation der Juden, überhaupt durch allgemeine Toleranz, so wie durch allen Ständen ertheilte gleiche Freiheiten, die menschlichen Interessen sich allmählig zu einem einzigen großen Nationalzwecke neigen, oder zu Gunsten derjenigen, wo Religionshaß, Zunftzwang, Kastengeist und Monopole die Bewohner in fortwährender Trennung und feindseliger Reibung erhalten?"

Jetzt sah man die ersten Häuser von Stockwitz, unter denen das Gasthaus zum weißen Lamm ganz voran lag. Herr von Frankenstein brach von seinem Lieblingsgegenstande ab und, indem er, besorgt um das Wohl seiner herrlichen Rosse, die Schnelligkeit derselben etwas zügelte, fragte er den Rittmeister, ob er sich nicht lieber seines Wagens ganz bis nach Hause bedienen wollte, da er

ohnehin in Stockwitz, wo er einige Geschäfte mit einem Pachter zu besorgen habe, die Nacht zu verweilen gedenke, um morgen über Op—n nach Breslau zurückzukehren.

Der Letztere lehnte jedoch das freundliche Anerbieten höflich ab, da der unterdessen herbeigekommene Wirth, welcher den Rittmeister freundlich begrüßte, die Erklärung abgab, daß längstens in einer Stunde der Wagen fertig vor dem Hause halten solle.

Eine reinliche, mäßig geheizte Stube wirkte wohlthuend auf unsere Reisenden. Eine Flasche Ungarwein, welche der Finanzrath aus seinem stets wohlversehenen Flaschenkeller herbeibringen ließ, erhöhte die beginnende gemüthliche Stimmung, und der Rittmeister, der sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte wegen der in Zeit von einer Stunde mit seinen früheren Meinungen, namentlich was den Judenhaß betraf, so wunderbar vorgegangenen Metamorphose, fing bald darauf aus eigenem Antriebe an, die abgebrochene Unterhaltung mit dem Finanzrathe, wie mit einem alten Bekannten, fortzusetzen.

Von der Politik kam man endlich auf die Vließe der edlen Merinoschafe, welche letztern eben damals auf allen größeren Oekonomien eingeführt waren, auf die

edlen Vließe, um die manche moderne Schafzüchter in jener Zeit fast eben so abenteuerliche Züge unternommen hatten, als weiland Ritter Jason nach Kolchis. Es war nichts mehr zu bedauern, als daß der berühmte Freiherr von Knigge damals nicht mehr am Leben war; eine oder die andere dieser Expeditionen, von der Feder des seligen Bremer Stadthauptmanns beschrieben, würde nicht weniger gut, wenn nicht noch besser zu lesen gewesen sein, als die berühmte Argonautenfahrt und der Kampf um das so viel gepriesene goldene Fell des kolchischen Widders.

Es hatte das für die beiden Landwirthe so reichhaltige Feld, nämlich die Erzeugung, die Ausbildung und das Gedeihen des edlen Flockenviehes, der Berührungspunkte so viele herbeigeführt, daß sich der Baron nur ungern von dem vielerfahrenen Finanzmanne trennte, als der Wagen, welcher durch das vom Wirthe hergegebene Rad wieder nothdürftig mobil gemacht worden war, mit schwerem Gerassel vor der Thorfahrt des Gasthauses anfuhr.

Der Baron von L. — was diesem allerdings zur Ehre gereichte — war schon einigemale im Begriff gewesen, eine Apologie für sein Betragen in Frankfurt zu machen. Jedoch erschien ihm der Mann, der ihm heute

so manche Gelegenheit gegeben hatte, sein vielseitiges, auf Erfahrung und Menschenkunde begründetes Wissen zu bewundern, viel zu groß, als daß er es hätte wagen können, ihn auch nur durch die entfernteste Berührung jenes Vorfalles an die schlechte Meinung zu erinnern, die er, so wie von allen Juden, auch vom damaligen Ober-Commissair Baruch Frank nach seinen Grundsätzen hegen zu müssen geglaubt hatte.

Eine wohlgemeinte schmucklose Einladung, die er an den Finanzrath ergehen ließ, Schloß Z—witz, sobald es seine Geschäfte erlaubten, mit einem Besuche zu erfreuen, um sich sowohl von den besprochenen, dort eingeführten Einrichtungen, als von dem Zustande seiner Stamm-schäferei zu überzeugen, glaubte er, würde für den einst so schwer von ihm gekränkten Mann der beste Beweis sein, daß er ernstlich darauf bedacht sei, das frühere Benehmen durch aufrichtige Achtung wieder gut zu machen.

Schon hatte der Rittmeister dem Kutscher, als dieser sich deshalb von seinem hohen Sitze zu ihm hinwendete, den Befehl zum Abfahren ertheilt, als Frankenstein, der klüglich den allerletzten Augenblick zu Ausführung eines wohlberechneten Planes abgewartet hatte, am Fenster erschien und dem Baron zurief:

„O, nur noch einen Augenblick, Herr Baron von L.! Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige meiner Adressen zustelle, damit mich Ihre Briefe an dem jedesmaligen Orte meines Aufenthaltes erreichen, wenn Sie mir vielleicht eins oder das andere Neue aus der Oekonomie zu berichten hätten, ehe wir uns wiedersehen."

„Sehr verbunden," entgegnete der Rittmeister und streckte die Hand aus dem Wagen, um das Dargereichte zu empfangen.

Schnell übergab der Finanzrath einige sauber gefaltete, mit einem Bändchen umwundene Papiere und trat mit einem freundlichen Wunsche, daß das Ende der Reise glücklicher sein möchte, als der Anfang gewesen, auf den Haustritt zurück, während der alte Familienwagen auf dem holprigen Pflaster schwerfällig von dannen rollte. Er verließ diesen Platz nicht eher, als bis die Karosse bei der Biegung um eine Ecke seinen Blicken entzogen wurde.

Der Rittmeister war schon im Begriff gewesen, die empfangenen Papiere in eine Seitentasche des Wagens zu schieben, als er sich, mehr aus Langeweile, als aus Neugierde, bewogen fand, ihren Inhalt beim Scheine der angezündeten großen Wagenlaterne näher zu untersuchen.

Man erlasse uns aber, das Erstaunen des Barons zu schildern, als sein erster Blick, nachdem er den Umschlag gelöst hatte, auf die Herrn Reichenbach in Breslau über 6500 Thaler ausgestellten Wechselbriefe fiel. Am Rande stand mit deutlicher Schrift von der Hand des Geldmannes geschrieben: Valuta durch Herrn Baruch von Frankenstein dankend empfangen.

„Herr meines Lebens, ist dies ein neues Stück vom Zauberspiel des heutigen Schicksalstages?“ rief von L., während das Papier seinen zitternden Händen entfiel, so laut, daß der jetzt vollkommen nüchtern gewordene Kutscher sich besorgt auf seinem Sitze umdrehte, um nach den Befehlen des gnädigen Herrn zu fragen.

„Nichts, nichts, Johann, fahr immer darauf los, es ist der Husten, der mich incommodirt,“ antwortete der Rittmeister, indem er sich nach dem Papiere bückte, um es wieder aufzuheben. Zögernd entfaltete er ein zweites, es war eine Anweisung auf 2000 Thaler in vollwichtigen Friedrichsd'or an die Ordre des Herrn Rittmeisters Baron von L. auf Z—witz zahlbar a vista bei Herrn J. F. Reichenbach in Breslau.

Heißer begannen jetzt die Wangen des Barons zu glühen, als er sich wiederholt überzeugt hatte, daß Alles, was er hier mit seinen Augen erblickte, kein durch seine

erhitzte Phantasie hervorgebrachtes Blendwerk sei. Er fühlte nicht mehr den durch einige kleine Ritzen des Familienwagens eindringenden kalten Zugwind, der ihn anfänglich so sehr belästigt hatte. Sein Herz schlug hörbar — doch ob aus Freude oder aus Unwillen oder aus tiefer Beschämung, davon theilen uns die Tagebücher des verstorbenen Barons, aus denen wir den Grundstoff unserer Erzählung entlehnt haben, nichts mit.

Unter dem Datum des zweiten Octobers war bemerkt: Sonnenaufgang trübe, wie seit langer Zeit. Kopf wüst vom Rechnen und vom Sorgen — Herz — leer wie die Geldkasten des Barons von und auf Z — witz. — Nothwendiger Entschluß zur Reise nach Breslau, wo man seine Freunde kennen lernt. — Der alte Wagen, das heilige Erbstück und die letzte Erinnerung an die alte Zeit, zerbricht und wird Veranlassung zur Erneuerung einer Bekanntschaft mit einem neu geadelten Juden, der so manchem uralten Edelmann zum Muster dienen kann. — Am 3. October standen nur die wenigen Worte: Heiter geht die Sonne über Z—witz auf. Friedrich reitet so eben zum Herrn von Frankenstein, um meinen Besuch bei ihm anzumelden. Es wird eine Erklärung dabei stattfinden, deren sich kein braver Mann zu schämen braucht.

Doch kehren wir jetzt zum Baron selbst zurück. Vielleicht geben wir später einen vollständigen Auszug seines nicht uninteressanten, in unsern Händen befindlichen Tagebuches unter dem Titel: „Geständniß eines alten Edelmannes aus der Zeit der Uebergangsperiode.“

Das letzte Blatt der ihm von Frankenstein übergebenen Papiere enthielt eine Urkunde wegen Leben und Sterben. Herr von L. bekannte sich darin als Schuldner des Finanzraths über 8500 Thaler zu 3 Procent Zinsen, in 12 Jahren in beliebigen einzelnen Posten zurückzuzahlen. Der Platz für die Namensunterschrift war offen gelassen.

Der Umschlag enthielt folgende wenige Worte: Herr Baron, nehmen Sie die Handlungsweise eines ehrlichen Juden nicht übel. Die Wolle geht hoch in die Preise. Halten Sie mit dem Verkaufe zurück, bis ich Ihnen weitere Nachricht gebe. Sollten etwa die 2000 Thaler noch nicht hinreichend sein zum Pausiren in den Verkäufen, so steht meine Kasse Ihnen jeder Zeit offen. Seien Sie übrigens überzeugt, daß ich mir selbst den größten Gefallen thue, indem ich so handele. Mein Interesse, als größerer Gutsbesitzer, geht Hand in Hand mit dem Ihrigen. Einer muß

dem Andern beistehen, so viel er vermag! Nur so und nicht anders geht es gut mit den Actien der menschlichen Gesellschaft. Herr Baron, bringen Sie der Uebergangsperiode Ihren Tribut! Isolirtes Dasein ist vom Uebel und führt heutigen Tages zum Untergange.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Ergebenheit.

B. v. F.

„Edler Jude, weiser Nathan, Muster nicht nur des Deinigen, sondern jedes andern Volks! O, halt' ein mit Deiner Großmuth, sie tödtet mich; droht mich doch jetzt schon die Scham zu vernichten," so rief der Baron abermals laut aus, in seiner tiefen Bewegung vergessend, daß er nicht allein war. Johann auf dem Bock drehte sich abermals um und schüttelte bedenklich den Kopf, als er bemerkte, daß der gnädige Herr im Wagen saß und mit sich selbst redete.

Eine Thräne war in das Auge des benarbten Kriegers getreten, als er seinen Monolog mit den Worten beendigte: „Dächten sie Alle gleich dem edlen Frankenstein, so würde freilich Vieles in der Welt besser sein! Selbst die Bekenner des Christenthums würden Weisheit von Euch lernen, die Ihr aus der langen,

schweren Lebenspraxis schöpfen mußtet, während sie bei uns immer mehr zur schalen Büchertheorie unt zum leeren Wortgepränge in der Conversation geworden ist."

Herr Baruch von Frankenstein vernahm kein Wort davon, als der Baron seine Gedanken in Worte verwandelte, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen. Hastig schritt er noch eine Zeitlang im Zimmer auf und ab, indem er, horchend, jeden Augenblick befürchtete, der stolze Mann möchte, seine wohlgemeinte Handlungsweise nicht verstehend, auf der Stelle umkehren und ihm mit einem Blicke der Verachtung die Papiere vor die Füße schleudern.

„Es war allerdings ein gewagtes Unternehmen, den Baron so ohne alle Präliminarien in die Pläne hineinzuziehen, die mein Inneres mehr wie zuvor beschäftigen" — so flüsterte er leise vor sich hin, — „doch er wird es eingesehen haben, daß es redlich gemeint war!" Damit endete er endlich sein rastloses Auf- und Niederschreiten, als eine volle Stunde seit des Barons Abreise verstrichen war, ohne daß dieser zurückkehrte. Nachdem er zuvor noch einige freundliche Worte mit dem gemüthlichen Gasthalter geredet hatte, ließ er den Wagen vorfahren. Glücklicher als er sich seit langer Zeit gefühlt, drückte er sich behaglich in die Corduankissen

des wohlverwahrten Reisewagens, wo er, in Ermangelung anderer guter Gesellschaft, seinen nie ruhenden philanthropischen Gedanken Audienz zu ertheilen fortfuhr.

„Mögen sie mich für einen Heuchler halten oder als einen Narren verspotten! Was kümmert's mich!" — so sprach er zu sich selbst — „hab' ich doch einmal erkannt die große Wahrheit, daß Glückseligkeit der Zweck ist bei der menschlichen Vereinbarung."

„Was hab' ich davon, wenn Einer, ja wenn Hunderte sich freuen, während Tausende seufzen im Elende! Lassen wir also den Handel mit den Staatspapieren dem Rothschild und seiner großen Armee von christlichen und israelitischen Stockjobbern."

„Die Zukunft wird es ja endlich lehren" — fuhr er mit hohem Ernste fort — „welches die beste Politik sein wird. Ob es die Anstalten in den Staaten sein werden, die Reichthümer im Besitze Einzelner aufzuhäufen, oder ob es besser sein wird, das Wohl der ganzen Societät zu befördern."

„Nur ein einziges Band muß alle Bürger des Staates vereinigen. Alle müssen sich wie Brüder lieben! Und dann Baruch! — ein Leben voll gemeinnütziger, thätiger Menschenliebe, ein Sterbebett der Hoffnung

und eine Ewigkeit ohne Grenzen! Das nenne ich mir eine Speculation auf 99 Procent ohne irgend ein Risico."

Hier weckte ein unsanfter Stoß den Finanzrath aus seinen Meditationen. „Weh!" rief er, sich die Schulter reibend — „man merkt es, hier fährt der große Rothschild nicht, es ist königlich-preußisches Gebiet. Drüben im Oesterreichischen kennt er Wege und Stege vom größten bis zum kleinsten, durch alle Provinzen hindurch, und er hat sich gebaut eine prächtige Chaussee bis mitten in die Kaiserstadt hinein, wo schon seit langer Zeit gewohnt haben seine allertreuesten Gönner und Freunde."

„Nun wahr ist es" — fuhr er fort — „kein Mensch kennt doch besser das Terrain von Europa, wie der Rothschild! Sein Hauptbuch ist seine Landkarte. Nach seinem Buche wird Krieg geführt und Frieden geschlossen, wie es dem mächtigen Manne beliebt, der von allen Potentaten hochgeehrt wird. Heutzutage ist sein Bureau in Frankfurt das große topographische Bureau, wo sie sich Alle Raths erholen, wenn sie den Weg verloren haben. Ob es aber immer der rechte ist, den er ihnen zeigt?" — — —

Bei diesen Worten hatte er das weiche Sitzpolster

wieder zurecht geschoben und sich's in der andern Ecke des Wagens bequem gemacht, wo er sich fester in den Zobelpelz eingehüllt, auf's Neue seinen Meditationen überließ.

Mit den Gedanken ging es jedoch allmählig zu Ende. Denn, als der Wind, der sich am Abend erhoben, still geworden, nachdem er den Nebel zertheilt hatte, und das Sternenheer in der ganzen Pracht eines Herbsthimmels aufflammte, so daß bei seinem Schimmer der Weg jetzt fast so leicht zu finden war, als am hellen Tage, wurde Herr Baruch allmählig in einen sanften Schlaf eingewiegt, sobald der Wagen in kaum fühlbaren Schwingungen auf einem geebneten Sandwege dahinrollte.

Im Traume flog jetzt sein Blick zu der Heimath der Geister, wo er zuerst das Vorbild erblickt hatte, zu dem es Herrn Baruch fortwährend so mächtig hinaufzog.

Ein herber Schmerz war es gewesen, der auch ihn, gleich so vielen Männern vor ihm, veredelt, der ihn von den Schlacken des Egoismus geläutert und der — woraus man etwa nur allein noch die orientalische Abkunft des seltenen Mannes erkannt haben würde —

seinem Geiste einen fast poetischen Aufschwung verliehen hatte.

Was diesen Schmerz verursacht, was den Bekenner des jüdischen Glaubens seitdem auf eine so räthselhafte Weise zu den Christen, vor Allem aber zum Baron von L. hinzog, nachdem eine zwar kühne, aber sehr schöne Hoffnung in ihm aufgeflammt war, die ihn eben aus ihrer dunkelklaren Fernsicht um so mächtiger begeisterte, das bleibt einem künftigen Werke zu erzählen vorbehalten.

Man wird darin seltsamer Weise ein Stück von der geheimnißvollen Politik des todten Kaisers enthüllt sehen, das, obgleich nur ein kleines Bruchstück, doch immer noch groß genug ist, um die Tiefe eines Riesengeistes zu ermessen, die man sich in neuester Zeit abermals von vielen Seiten in Zweifel zu ziehen für berechtigt gehalten hat. — Auch dürften dann vielleicht manche von denen, welche Napoleon's Erscheinen bisher für ein Strafgericht Gottes gehalten haben, noch auf ihre alten Tage anderer Meinung werden, besonders wenn sie, wie wir erwarten dürfen, daraus ersehen sollten, daß der Genius des Jahrhunderts seine Sendung kaum erst zur Hälfte erfüllt hatte, als er sein großes

Leben auf dem schwarzen Felsen von St. Helena verhauchte.

VI.

Als der Rittmeister Baron von L . . . wenige Tage nach den erzählten Ereignissen zu Irmenthal, einem eben so umfangreichen als eleganten Landsitze des Finanzraths v. Frankenstein, ankam, wurde er in des Letzteren Abwesenheit von zwei eleganten Damen sehr freundlich empfangen.

Als die jüngste derselben, eine zarte, blendend schöne orientalische Gestalt, die sich dem Baron als die Tochter des Hauses vorstellte, die andere Dame, die, obgleich bedeutend älter, in einer nicht unangenehmen Körperfülle jene räthselhaften Reize zur Schau stellte, die schon so manchen Mann gefesselt haben, Fräulein S. . ., ihre langjährige Freundin und Erzieherin nannte, horchte von L . . . hoch auf. Es würde unmöglich sein, seine Ueberraschung zu schildern, als er mit einem eigenthümlichen Gefühle, das man süßen Schmerz hätte nennen können — in der Vorgestellten eine seiner liebsten Jugendgespielinnen wieder erkannte. Ihre Eltern waren gestorben, die Güter vor seiner Rückkunft verkauft, und ohnerachtet er nicht unterlassen hatte, die

eifrigsten Nachforschungen anzustellen, hatte er nichts Gewisses über das Schicksal der Jugendgefährtin erfahren können.

Die mißliche Lage, in welcher sich die Familie des Fräuleins befand, hatte des Barons Eltern veranlaßt, die aufkeimende Neigung ihres Sohnes zu Emilie durch andere Aussichten so bald als möglich zu verdrängen. In dem so lange Jahre dauernden Kriegstreiben war das Andenken an die Jugendfreundin bis zur Rückkehr auf seine Güter, wo es stärker als je zuvor erwachte, durch den stets sich erneuernden Wechsel der Dinge in den Hintergrund getreten. Manche bittere Stunde wäre dem Rittmeister erspart, manche Leiden versüßt worden, hätte er in Frankfurt ahnen können, wie nahe ihm Emilie damals durch die Laune des Schicksals entgegengeführt worden war.

Arabella, die schöne Tochter des Hauses, obgleich entzückt über das unverhoffte Wiederfinden so lieber alter Bekannten, suchte dem Gespräche mit feinem Takte eine andere Wendung zu geben, sobald sie erkannt hatte, daß manche der Erinnerungen aus einer früheren Zeit schmerzliche Gefühle in ihren Anklängen hervorriefen. Es war ihrer Bemühung gelungen, eine lebensvolle Conversation in den Gang zu bringen, wozu bald die

großen Reisen, welche die kleine Gesellschaft gemacht, bald die Tagesliteratur, besonders aber der Werth des häuslichen Lebens, welches ein Lieblingsgegenstand der schönen Arabella zu sein schien, einen eben so reichhaltigen als alle Theile befriedigenden Stoff abgaben, als ein in den Hof rollender Wagen die Aufmerksamkeit für einen Augenblick vom Gespräche ablenkte.

„Mein Vater!" rief Arabella, die schnell an das Fenster geeilt war.

„Und Niemand mit ihm?" fragte lächelnd Fräulein v. S . . .

Arabella drohte erröthend der sich ihr nähernden Freundin. Während sie die Letztere mit dem einen Arme umschlungen hielt, fuhr sie fort, den Ankommenden Küsse und freundliche Grüße hinabzusenden.

Auch der Baron fühlte, wie bei dem Ausrufe seine Wangen erglühten. Er kämpfte in diesem Augenblicke einen letzten, schweren, aber schönen Kampf.

Als der Finanzrath hereintrat, hatte das edle Princip, welches im Rittmeister vorwaltete, einen vollständigen Sieg davon getragen. Frankenstein's Gesicht strahlte von Freude, als er dem Baron unter herzlichem Gruße die Hand reichte. Dieser aber war von seinen

Gefühlen so sehr bewältigt, daß er kaum einen Herrn bemerkte, der nach dem Finanzrathe hereingetreten war. Es war ein schöner Mann in der vollen Kraft des Lebens. Auf seiner Brust schimmerten mehrere Orden und die quer über die Stirn und einen Theil der rechten Wange laufende tiefe Narbe bewies, daß der Ordensträger jene Ehrenzeichen nicht etwa nur im Dienste eines Kammerherrn erworben hatte.

Nach einer leichten Verbeugung, welche der Eingetretene dem Baron gemacht hatte, suchte sein Auge Arabella, die, wie sich v. L . . . durch einen schnellen Seitenblick belehrte, mit mehr als gewöhnlichem Wohlgefallen den schönen Mann zu betrachten schien.

„Der Legationsrath v. B., vormals Officier im Lützow'schen Freicorps, mein künftiger Schwiegersohn," sagte der Finanzrath lächelnd, als er die Männer gegenseitig mit einander bekannt machte.

„Wie, B . . . ., mein Schmerzenskamerad auf der Walstatt von Ligny? Doch, wie war es möglich, diese bezeichnenden Narben zu vergessen! — Ja Du bist es!" rief der Baron und trat dem Vorgestellten rasch um einige Schritte näher.

„Ich bin es mit Leib und Seele," rief der ehemalige Lützower, als er den Rittmeister, den er jetzt an

der Stimme erkannt hatte, stürmisch an seine Brust drückte. „Nun Gott sei gelobt, daß wir uns endlich und zwar hier treffen, wo ich es am wenigsten erwarten konnte. Gesegnet sei die Stunde Deines Eintritts in das Haus dieses ehrwürdigen Patriarchen!" — dabei deutete er auf Frankenstein, der sich, mit einer Thräne im Auge, in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatte.

„Sie ist es schon geworden" — entgegnete der Rittmeister mit sichtbarer Rührung, bemüht, die eigenen Thränen zurückzuhalten; — „doch jetzt, da sich die Umstände so eigenthümlich und ganz wie dazu gemacht gestalten, um eine Satisfaction zu geben, zu der ich mich schon seit Jahren in meinem Innern verpflichtet gehalten habe, — so laß mich in Deiner Gegenwart, in Gegenwart dieser edlen Tochter eines der edelsten Männer und in dem Beisein dieser mir schon lange befreundeten Dame, die heiligste der mir obliegenden Pflichten erfüllen. „Verzeihung!" bei diesen Worten hatte er sich dem Finanzrathe genaht und seine Hände ergriffen, die ihm dieser in stummer Rührung reichte, während er sich abgewendet, mit den auf einer Etagère aufgestellten Blumen zu schaffen machte

„Die schönste Apologie, die Sie mir machen.

konnten, Herr Rittmeister" — sagte Frankenstein, nachdem er sich schnell zu fassen suchte und dem Baron beide Hände hinreichte — „ist ja Ihr Eintritt in mein Haus, in welchem es Ihnen, wie ich vorhin bei meinem Hereintreten bemerkt zu haben glaube, nicht ganz zu mißfallen scheint. Sehen Sie, lieber Baron, das nenne ich die Uebergangsperiode oder das Verschmelzen der menschlichen Interessen zum allgemeinen Wohle der Societät." —

Fräulein Emilie von S . . ., die seit dem frühen Tode ihrer Eltern ein Unterkommen als Erzieherin hatte suchen müssen, war später in gleicher Eigenschaft, aber unter sehr glänzenden Bedingungen, in das Frankenstein'sche Haus gekommen, wo sie allmälig die erste Freundin ihres Zöglings und später die vielgeltende Vorsteherin des sehr bedeutenden Haushaltes geworden war. Nicht ohne Schmerz schied sie aus den ihr durch lange Gewohnheit liebgewordenen Verhältnissen. Rittmeister von L . . . führte sie kurze Zeit nachher als Gemahlin auf sein Gut Z—witz, das zu seinem Wohlergehen längst einer solchen liebevollen Vorsteherin bedurft hatte. Es war an demselben Tage, als

der Legationsrath v. B. Arabella zum Traualtare führte.

Vor vier Jahren ist der Baron v. L . . ., leider zu früh für das viele von ihm noch beabsichtigte Gute, von seinen Bekannten hoch geachtet und als Wohlthäter seiner Bauern, denen er bald nach der von uns geschilderten Scene Befreiung von allen Servituten gewährte, gestorben, nachdem er kurz zuvor noch zum Major ernannt und in Anerkennung seiner Verdienste um die Landwirthschaft mit einem dritten Orden decorirt worden war. Sein einziger Sohn, der zufolge einer letztwilligen Verfügung des Vaters von der vortrefflichen Mutter unter Mitvormundschaft des Finanzraths v. Frankenstein so erzogen wurde, daß er als Mann seine Zeit früh genug begreifen lernte, wird unter den Gutsbesitzern in Preußen als einer der reichsten genannt, der als ächter Vaterlandsfreund seinen Standesgenossen mit nachahmenswerthem Beispiel vorangeht.

Der Legationsrath v. B. lebt abwechselnd in Wien und auf den ihm in den österreichischen Staaten von seinem Schwiegervater als Heirathsgut zugefallenen bedeutenden Gütern.

Der dieser Ehe entsprossene neue Stamm wird noch lange Jahre in den beiden Geschlechtern dieselbe Schön-

heit zur Schau tragen, wodurch so viele aus einer Mischung von israelitischem, maurischem und gothischem Blute hervorgegangene edle Geschlechter bis auf den heutigen Tag in Spanien so charakteristisch sich auszeichnen.

Aus der spanischen Hof- und Revolutionsgeschichte.

Durch eine besondere Verkettung von Umständen, die ihren Ursprung in der Bekanntschaft mit zwei edlen spanischen Familien haben, in welche ich während meines mehrjährigen Aufenthaltes mit dem britischen Hülfsheere im Südosten der pyrenäischen Halbinsel eingeführt wurde und mit denen ich in brieflicher Verbindung blieb, bin ich zur Kenntniß einiger nicht unwichtigen Thatsachen aus der spanischen Hof- und Revolutionsgeschichte gekommen.

Nachdem das letzte Haupt der nach Amerika ausgewanderten beiden Familien kürzlich gestorben ist, habe ich die Erlaubniß, diese Beiträge zur Geschichte der spanischen Revolution zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Es sind freilich nur Fragmente und zwar aus der fernsten Zeit des spanischen Bürgerkrieges. Doch aus

Bruchstücken bestehen die Materialien jeder Geschichte und das unglückliche Spanien ist bis zum heutigen Tage noch nicht zu dauernder Ruhe gekommen.

Schon mehrere Male hatte sich der König Ferdinand VII. bewogen gefunden, die Militär-Reinigungs-Commission, so wie andere Gerichtshöfe, welche über die verhafteten Cortesmitglieder, die Todfeinde der Priester, folglich auch die des Königs, niedergesetzt waren, wegen zu milder Aussprüche aufzulösen. Immer war es der Graf Mendoza, der auf unbegreifliche Weise die Gemüther zur Milde hinneigte. Da wurde endlich auch der General Lacy des Hochverrathes beschuldigt, gefänglich eingezogen und vor Gericht gestellt.

Das Verbrechen des hochverdienten Generals bestand eigentlich nur darin, daß er ein Freimaurer und mit seiner Partei bemüht war, sich der Mönchsherrschaft zu widersetzen und den König, der ausschließlich durch sie geleitet wurde, von ihrem Einflusse frei zu machen. Dies war jedoch hinreichend, die Geistlichkeit in Masse gegen ihn zu erbittern. Kein Mittel ward gespart, dem Könige zu beweisen, daß sein dem Volke so theures Leben mehr als je durch Lacy's Unternehmen bedroht werde, und der Tod desselben unwiderruflich beschlossen, obgleich Don

Mendoza, als Präsident des Kriegsgerichts, dem Könige aus den vorgelegten Acten bewies, daß das Verbrechen, dessen der General beschuldigt war, nichts weniger als Hochverrath sei und nur darin bestehe: „daß er sich mit seinen Freunden berathen habe, wie man Se. Majestät von den Ursachen des täglich mehr in Zerrüttung gerathenden Reiches überzeugen und mit den dagegen schützenden Maßregeln bekannt machen könne.“

Doch gerade diese Kühnheit, einen absoluten spanischen Monarchen belehren zu wollen und die Vertheidigung eines solchen Unterfangens brachte den König dermaßen auf, daß er auf Lacy's Tod bestand und zugleich auf eine schickliche Gelegenheit dachte, auch Mendoza aus Madrid zu entfernen.

Um die Lieblingspläne des Königs, die damals insurgirten amerikanischen Provinzen wieder zu unterwerfen, schneller zu fördern (so lautete der deshalb erlassene Befehl); weil ein ausgezeichnetes Talent dazu erfordert werde, die in traurigen Umständen befindliche Marine zu organisiren und zugleich ein Mann, der die Liebe der Untergebenen in einem hohen Grade besäße, wurde der Graf de Mendoza als königlicher Commissair nach Ferrol, Cadix und in die andern Kriegshäfen beordert.

Jetzt wagte der edle Mann das Aeußerste. In der ihm ertheilten Abschiedsaudienz warf er sich dem Könige zu Füßen und bat flehendlich um Lacy's Leben, indem er dessen große, sowohl dem Könige als dem Vaterlande geleistete Dienste mit glühender Beredtsamkeit schilderte. Der Monarch, dadurch gerührt, verwandelte das Todesurtheil in Verbannung auf die Balearischen Inseln und Mendoza reisete hocherfreut über den errungenen Sieg für die gerechte Sache nach Cadix ab. Für die Gegenpartei aber war dies ein Beweis, was von dem Herzen des Königs zu erwarten sei, wenn er immer Rathgeber wie Mendoza hätte, denen unter Selbstverläugnung nur des Vaterlandes Wohl durch die Erhaltung seiner großen Männer als das Heiligste erschien. Um so nöthiger erschien es, den König durch einen großen Schlag mit Mendoza zu entzweien.

Der Beichtvater des Königs, dem der freie Zutritt in die geheime Kanzlei stets offen stand, hatte unter anderen Ausfertigungen sowohl das noch nicht cassirte Todesurtheil, welches auf Vollziehung der Sentenz nach vierundzwanzig Stunden lautete, als auch die Begnadigungsacte, die am späten Abende ausgefertigt war, gefunden. Er cassirte die letzte und versiegelte die erstere,

nachdem des Königs neuer Flügeladjutant Le Pelletier*), ein Liebling des Beichtvaters, vor des Königs Namen noch die Worte hinzugefügt hatte: „und ist nach obiger Vorschrift von unserem Commandanten zu Malorca gleich nach Ankunft des Gefangenen zu verfahren.“

Der Streich gelang. Der unglückliche Lacy, dem Mendoza vor seiner Abreise noch voller Freude die Gnade des Königs verkündigt hatte, wurde, sobald er den Fuß an das Land gesetzt, erschossen, dem Könige aber angezeigt, daß er durch einen unglücklichen Zufall umgekommen sei.

Wie ein Donnerschlag in heiterer Luft traf Don Mendoza die Nachricht von Lacy's Hinrichtung, als er auf seiner Inspectionsreise in Port Mahon eintraf, um den Hafen und die dortigen Marineanstalten zu besichtigen.

Nachdem er durch einen Schnellsegler Instructionen nach Cadix für eine längere Abwesenheit abgefertigt hatte, schiffte er unverweilt nach Valencia über, in dessen

---

*) Le Pelletier, der Sage nach der Sohn einer Spanierin und eines hochgestellten Franzosen, ist derselbe, der als französischer Officier bei einem Ausfalle, wo er zu den Todten gezählt wurde, aus Lerida zu den Spaniern überging und, im Besitze eines Chiffernschlüssels, späterhin die Feste verrieth.

reizender Huerta seine junge Gattin, die Tochter des Grafen Rodriguez de Silva, seit zwei Jahren auf einem seiner Güter in gänzlicher Entfernung von den unseligen Verhältnissen des Vaterlandes sich ausschließlich der Erziehung ihres Erstgeborenen widmete. Stürmisch preßte er Weib und Kind an sein Herz, während die edle Frau aus den verstörten Gesichtszügen des Gatten Schlimmes ahnend vor jeder Frage zurückbebte.

In entsetzlichem Schmerze seine Umarmungen wiederholend, rief Mendoza endlich aus: „Wer verbürgt mir ferner Leben und Sicherheit meiner eigenen Theuren, nachdem selbst der König sein gegebenes Fürstenwort gebrochen hat!“ Dann erzählte er der schaudernd horchenden Gemahlin das Schreckliche, das vorgefallen war.

Nachdem es der Gattin gelungen war, den so schwer gekränkten Mann einigermaßen zu beruhigen, legte sie zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund und führte Mendoza durch eine Reihe von Zimmern bis in dessen nach dem Garten gelegenes Arbeitscabinet. Hier öffnete sie eine nur ihnen allein bekannte geheime Thür und vor ihm in einem kleinen Gemache, welches nur spärlich durch ein kleines Fenster erleuchtet wurde, stand der piemontesische Marquis Saluzzo, vormals General in der französisch-italienischen Armee, von dem

man wußte, daß er dem General Lacy eng befreundet war.

Er hatte sich der Donna Mendoza an einem der letzten Abende, während sie die Kühle auf einem erhöhten, aber abgelegenen Platze im Garten genoß, genaht, seinen Namen genannt und um Schutz bis zur Ankunft oder Benachrichtigung des Gatten gebeten. Die edle Frau, die Gesinnungen ihres Gemahls kennend, trug kein Bedenken, dem Verfolgten gastlich die erbetene Sicherheit zu gewähren. Mit Hülfe einer treu ergebenen Kammerfrau gelang es, bei Eintritt der Nacht den Flüchtigen unbemerkt in das versteckte Gemach zu bringen und ihn dort mit der den Frauen in solchen Fällen eigenen Besonnenheit bis zur Ankunft von Don Mendoza verborgen zu halten.

Letzterer, welcher den Marquis nur dem Namen nach kannte, jedoch fest entschlossen war, Alles zur Rettung eines Freundes des unglücklichen Lacy aufzubieten, sah ein, daß mit jeder Verzögerung der Rettungsanstalten die Gefahr für den Marquis vermehrt würde. Er erinnerte sich, bei seinem Einlaufen in den Hafen von Grao englische Schiffe in der Mündung des Guadalaviar vor Anker gesehen zu haben. Noch am selbigen Tage begab er sich, was in Valencia um so weniger Aufsehen erregte,

da man auch dort bereits Mendoza's Anstellung als Obercommissair der zu reorganisirenden Marine vernommen hatte, an Bord eines dieser Schiffe. Nachdem er in dem Commandanten einen Ehrenmann erkannt hatte, unterhandelte er mit demselben über die Ueberfahrt des Geächteten nach England, von wo er sich nach Pennsylvanien begeben wollte.

Ohne Unfall erreichte der Marquis in der nächsten Nacht das britische Schiff und drei Wochen später kam er auf einer kleinen Besitzung eines Verwandten am Delaware (Amerika) an, wo er nicht genug die Güte Mendoza's gegen Velasco de Gama, einen vornehmen dort angesiedelten Spanier, zu rühmen wußte. — So viel ist gewiß, daß der Marquis Saluzzo, welcher, so wie in Spanien, auch im eigenen Vaterlande geächtet war, ohne Mitwirkung Mendoza's verloren gewesen wäre.

Der Graf war, sobald er den Marquis in Sicherheit wußte, gleich weiter nach Madrid gereiset, in der Absicht, den König um Entlassung aus allen seinen Aemtern und Würden zu bitten. Bei seinen Grundsätzen war es ihm nicht länger möglich, im Dienste des Monarchen zu bleiben, dem er sich aus dem einzigen Grunde ergeben hatte, wenigstens der Sache der Unter-

drückten fortzudienen, ein Unternehmen, bei dem er die eigene Freiheit schon wiederholt auf das Spiel gesetzt hatte.

Spät in der Nacht kam er zu Madrid an und zur ungewöhnlich frühen Stunde erschien am folgenden Tage der Mann, den man in Cadix mit Ausrüstung der nach Mexiko bestimmten Flotte eifrig beschäftigt glaubte, in den königlichen Vorzimmern.

Man machte jedoch dem ehemaligen Günstlinge des Königs Platz und unaufgehalten drang er bis in das äußerste Gemach, in welchem zufällig der Generaladjutant Le Pelletier an diesem Tage den Dienst hatte.

Erbleichend und zum Tode erschrocken sah dieser den Grafen Mendoza an, etwa wie man den Geist eines Abgeschiedenen anstarren würde, doch sich fassend trat er dem finster blickenden Manne, der sich festen Schrittes der königlichen Thür näherte, entgegen, indem er etwas zwischen den Zähnen murmelte, was fast klang wie „des Königs Ungnade.“ Mendoza ließ sich dadurch nicht abhalten und einen Moment später stand er im Gemache des Monarchen.

Nachdem er sich ehrerbietig verbeugt, dann festen Schrittes dem Platze genähert hatte, wo Ferdinand am Arbeitstische saß, mehr jedoch, wie es schien, mit den

Dampfwolken beschäftigt, die der Cigarre entwirbelten (Kistchen und Röllchen von Cigarren bedeckten alle Meubles des Zimmers), als mit den Papieren, die zur Unterschrift vorlagen, redete ihn der König mit den strengen Worten an: „Ihr hier, General? Ohne Urlaub, zu dieser ungeziemenden Stunde und unangemeldet, in meinem königlichen Cabinette? Wie konntet Ihr so Kühnes wagen?“ — „Ich wage nichts mehr, Sire!“ antwortete dieser, die Worte stark betonend. „Alles, was mich hier im Palaste meines Herrn und Königs betreffen kann, Allerhöchste Ungnade, Gefangenschaft, ja selbst der Tod, mußte ich ebensowohl in Cadix gewärtig sein im strengen Ausüben der mir übertragenen Pflichten, als in diesem Augenblicke, indem ich ohne Urlaub, unangemeldet vor Ew. Majestät erscheine. Denn wo, Sire — halten Sie einem Ihrer treuesten Unterthanen diese Frage zu Gnaden — ist hinfüro eine Bürgschaft für die Sicherheit Allerhöchstdero treuer Unterthanen, nachdem Don Lacy, für dessen Leben ich des Königs heiliges Wort empfing, als ein blutiges Opfer durch Mörderhände fiel?“ — „O, das ist ein unseliger Irrthum!“ fiel der König ein, während sein an sich farbloses Gesicht fast grau anzusehen war. „Ich trage die Schuld nicht! Es wurde mir der unglückliche Fall un-

klar gemeldet und strenge Untersuchung, wie sich solcher ereignen konnte, ist sofort von mir befohlen. Mein königlicher Zorn wird die Schuldigen treffen, verlaßt Euch darauf!" — „Ein sehr unglücklicher Fall, in der That," versetzte Mendoza achselzuckend... „Doch solcher Irrthümer dürften sich vielleicht noch mehrere ereignen; es könnte sogar möglich sein, daß ich selbst im Stande wäre, manchen derselben aufzuklären und dadurch würde der Unterthan in Vortheil gegen den König, meinen Herrn, zu stehen kommen. Um dieses zu verhüten, bin ich gekommen, um Ew. Majestät allerunterthänigst um Entbindung von meinen Amtspflichten und um die Gnade zu bitten, daß Sie geruhen wollen, Ihre königliche Gunst meinem Schwiegervater, dem Grafen Rodriguez de Silva zu erhalten!" — „Ihr führt eine kühne Sprache, Don Mendoza!" entgegnete der König, indem er sich mit finsterer Miene erhob und dem Sprecher um einige Schritte näher trat, so daß dieser sich vom Hauche des Königs fast berührt fühlte. „Wagte doch nimmer selbst meiner Unterthanen Höchster und nicht mein Beichtiger so zu mir zu sprechen. Ich habe Euch bisher geachtet wegen Eurer Festigkeit und Uneigennützigkeit, Tugenden, die fast allen Andern, die meinem Throne nahe stehen, gänzlich abgehen; doch unsere Ansichten

trafen fast niemals überein. Noch steht es in meiner Macht, Euch zu verzeihen, da Niemand außer mir die freie Sprache hörte, die Manchem hochverrätherisch erscheinen dürfte. Eure Bitte um Entlassung aus unsern Diensten sei Euch bewilligt. Die Erhaltung Eurer Freiheit betrachtet als eine Nachwirkung unserer früheren Gnade. Doch heute noch, um Eurer selbst willen, Don Mendoza, verlaßt Madrid zugleich mit Eurem Schwiegervater und lebt fortan in Ruhe auf Euren Gütern in Valencia! Wagt es nicht ferner, meine Wege zu durchkreuzen, es möchte mir vielleicht unmöglich sein, Euch zum andern Male zu beschützen."

Nach diesen Worten endete ein Wink die Unterredung. Mendoza küßte die ihm dargebotene Rechte, verbeugte sich tief und verließ das Cabinet. Jeder, der ihm in den weiten Gallerien des Palastes begegnete, wich ihm scheu aus, weil man vielleicht auf dem Gesichte des eben so geliebten als gehaßten Mannes deutlich lesen mochte, daß in der stattgefundenen Unterredung nichts Gleichgültiges verhandelt worden sei.

Kaum hatte sich Mendoza entfernt, als der Generaladjutant, der, an der Thüre horchend, Manches aus der Unterredung vernommen hatte, zitternd vor den König trat und unter heuchlerischen Seufzern bekannte,

daß er im Einverständnisse mit dem hochwürdigen Beichtvater Seiner Majestät im königlichen Sinne zu handeln geglaubt, als er, von jenem aufgefordert, in Besorgniß für das theure Leben des Königs gewagt hätte, mit dem Gefangenen zugleich das erste Urtheil nach Malorca abzusenden. „Im Bewußtsein der guten That," setzte er kriechend hinzu, „wolle er mit Freuden vor der Welt die Schuld allein auf sich laden, das königliche Mandat verwechselt zu haben. Dadurch wäre sowohl des Königs Würde vollkommen gesichert, als die Majestät selbst von einem höchst gefährlichen Feinde befreit worden, während die zahlreiche Partei Lacy's, des Anführers beraubt, für immer vernichtet sei. Demüthig unterwerfe er sich für seine Person der Strafe, welche der König über ihn für ein Verbrechen zu verhängen geruhen wolle, durch welches des geliebten Monarchen Leben gerettet worden sei."

„Für dies Mal vielleicht," unterbrach der König mit finsterer Miene den Sprechenden, doch setzte er hinzu, indem er dem anscheinend tief Gebeugten näher trat und mit dem ihm eigenen Lächeln die Hand auf dessen Schulter legte, „so sehr ich, Don Le Pelletier, Euren scharfen Blick in mein Inneres bewundern muß, auch Euren guten Willen nicht verkenne, so kann ich

Eurer doch vor der Welt nicht schonen, da sich sonst die Stimme von ganz Europa gegen mich erheben würde, die ein Monarch von Spanien gar sehr wohl zu beachten hat, und somit seid Ihr in Rücksicht auf das eigene offene Geständniß zu einem Commando in Texas ernannt, welches Unkundige der Verbannung gleich achten werden. Doch werdet Ihr auf ehrenvolle Weise mit mancherlei Schwierigkeiten in meinem Interesse zu kämpfen haben. Eure hier in Madrid bewiesene Gewandtheit wird nicht fehlen, Euch auch dort die besten Mittel gegen meine in Empörung aufgestandenen Unterthanen und gegen die Anmaßungen der Vereinigten amerikanischen Staaten, die im Süden immer mehr um sich greifen, an die Hand zu geben. Eure Loyalität wird mir dort nicht minder wichtige Dienste leisten als hier, bis der Vorfall mit der Zeit durch andere Ereignisse in den Hintergrund gedrängt, allmälig in Vergessenheit geräth, so daß ich Euch mit Ehren zurückberufen kann."

Le Pelletier hatte zwar Entfernung aus der Hauptstadt durch ein Commando in irgend einer Provinz befürchtet, aber diese verbannungsartige Versetzung nach Amerika, zu einer Zeit, in welcher die Commandantenposten bei den Fortschritten der Insurgenten immer

gefährlicher und an Einnahme geringer wurden, war ein Donnerschlag für den zwar verschlagenen, aber nichts weniger als tapfern Halbfranzosen. Indessen war die Strafe in Betracht der That, für welche sie verhängt wurde, sehr gnädig zu nennen. Auch war an keine Widerrede zu denken, und so entfernte sich Don Ludovico Le Pelletier unter tiefen Verbeugungen, nachdem er die Hand seines erlauchten Monarchen in dankbarer Anerkennung der königlichen Huld wiederholt an seine Lippen gepreßt hatte, was Ferdinand sehr liebte.

Während der König froh war, sich eines Mitwissers manches Geheimnisses, der zugleich einen so tiefen Blick in sein Herz gethan hatte, entledigt zu wissen, begann Le Pelletier, kaum im Vorsaale angekommen, über Pläne zu brüten, wie er Don Diego de Mendoza nebst allen Mitgliedern dieser berühmten Familie vollends verderben möchte.

Da er sich jedoch auf einen ausdrücklichen Befehl des Monarchen viel früher einschiffen mußte, als er es erwartet hatte, so schien die Ausführung seines Racheplans in weiter Ferne sich zu verlieren, wenn nicht gar unmöglich zu werden. Indessen ereignete sich bald darauf ein Vorfall, der dem Renegaten, als sich die Nachricht davon mit der nächsten Expedition in der

Havanna verbreitete, die erfreuliche Kunde brachte, daß sich sein Todfeind in peinlicher Haft befinde.

Einer von Lacy's Officieren, der sich des besondern Vertrauens dieses Generals erfreute, wurde durch wiederholte glänzende Versprechen, die ihm von anderer Seite gemacht waren, zum Verräther an seinem langjährigen Freunde und bald ein fanatischer Anhänger des Absolutismus. Als solcher übernahm er den Auftrag, die Spur des Marquis Saluzzo, den man in mehrere von Lacy's Plänen eingeweiht glaubte, und der sich nach der Hinrichtung des Generals von seinem bisherigen Aufenthaltsorte entfernt hatte, zu verfolgen.

Es war ihm gelungen, Nachrichten bis in die Nähe der unfern von Valencia gelegenen Villa des Grafen Mendoza zu erlangen; hier hörte jedoch plötzlich jede Spur auf. So hoch auch der Preis war, den man auf den Kopf des Geächteten gesetzt hatte, so gewiß er auf Beförderung rechnen durfte, wagte er es dennoch nicht, seine Nachforschungen in das Innere eines Schlosses auszudehnen, dessen Besitzer Vieler Meinung nach noch immer der eben so gefürchtete als geachtete Liebling des Königs war und dessen Ankunft er überdies erfuhr, nachdem er zwei Tage und zwei Nächte fruchtlos die

Zugänge zum Schlosse mit Hülfe seiner Agenten hatte beobachten lassen.

Als er jedoch bei dem in den Umgebungen fortgesetzten Spähen wahrnahm, daß der Graf sich an Bord eines englischen Fahrzeugs begeben und nachdem Küstenbewohner aussagten, daß sie in der darauf folgenden Nacht eine Barkasse bemerkt hätten, die aus dem Hafen von Grao ausgelaufen, sich einem der Schiffe zur Seite gelegt und dann wieder zurückgekehrt sei, worauf jenes Schiff die Anker gelichtet und am nächsten Morgen mit vollen Segeln die Rhede verlassen habe, da wurde jenem Emissair die Vermuthung zur Gewißheit, daß es der von ihm verfolgte Marquis gewesen sei, welcher unter Mitwirkung des einflußreichen Grafen Mendoza Schutz an Bord des britischen Fahrzeuges gefunden habe.

Auch die eben so schnell wieder erfolgte Abreise des Grafen (die indessen, wie wir gesehen, aus ganz anderer Ursache erfolgte), von dem er wußte, daß er erst kürzlich mit so wichtigen Aufträgen, die keine Abwesenheit von seinem Posten zuließen, nach Cadix geschickt war, erhöhte den von dem Officier gegen ihn gefaßten Verdacht dermaßen, daß er sofort nach Valencia eilte, um dem Gouverneur, General Elio, der ein entschiedener Gegner von Mendoza war, das zu berichten, was er erfahren.

Ein unheimliches Lächeln, das aber nur als ein Zeichen des Wohlgefallens über den Diensteifer des Officiers erscheinen sollte, überflog bei der Meldung des Vorgefallenen das Gesicht des stolzen finstern Mannes. Er belobte den Eifer des Agenten für die gute Sache, versprach mit großer Herablassung, ihn der Gnade des Monarchen zu empfehlen, befahl ihm aber, in Valencia bis auf weitere Ordre zu verbleiben, während er selbst nach Madrid eilte, um dem Könige die, wie er glaubte, erfreuliche Meldung zu machen.

Nur wenige Stunden später, als Mendoza auf seinen Wunsch aus dem Staatsdienste entlassen war, traf Elio in Madrid ein und ließ sich sofort bei dem Könige melden. Mit den gehässigsten Zusätzen referirte er, was ihm von jenem Officiere angezeigt worden war, dann unterließ er nicht, pflichtschuldigst, wie er sich ausdrückte, auf die Gefährlichkeit des Grafen Mendoza aufmerksam zu machen.

Doch der König, wenn gleich im ersten Augenblicke überrascht, versetzte bald darauf zu des Generals nicht geringer Bestürzung mit der ihm eigenen Kälte, die man anfänglich irrigerweise für Seelenruhe zu halten geneigt war: „Euren Diensteifer erkenne ich, General; auch weiß ich, daß Ihr es wohl mit uns meint; doch habe

ich auch an dem Manne, den Ihr jetzt anklagt, sehr oft nicht minder wohlgefällig bemerkt, daß er Vergehen Anderer entschuldigte, und neben meiner Gnade als König auch mein Menschengefühl in Anspruch nahm, während Ihr stets die königliche Strenge von mir begehrtet. Glaubt," fuhr Ferdinand dann mit einiger Bewegung fort, „ein besseres Gefühl empfand ich, wenn ich, überwunden von seiner hinreißenden Beredsamkeit, ein Todesurtheil zurücknahm, als wenn ich Euch und andern meiner Räthe folgend, die Strenge der Gesetze walten ließ. Doch," so fuhr er mit strenger Stimme fort, „Ihr wollt es, daß ich ein absoluter König sei und ein Volk von Sclaven beherrsche. Nur so, meint Ihr, kann die Stellung eines Königs sein, dessen Reich sich über zwei Welttheile erstreckt. Wohlan! Tragt denn auch die Folgen, wenn Ihr vielleicht zu spät einseht, daß Ihr Euch geirrt habt*)! Vernehmt," so setzte der

*) Don Felix Elio, durch seine in beiden Hemisphären als Gouverneur verübten Grausamkeiten bekannt, starb in Valencia den Tod durch Henkershand am 4. Sept. 1822, nachdem er zuvor degradirt und aller seiner Orden und Ehrenzeichen durch den Nachrichter beraubt war. Das Volk hatte sowohl ihn, als den durch ähnliche Schauderthaten, als die von Elio in Valencia begangen waren, berüchtigten vormaligen Kriegsminister Eguia, nachdem die Constitution von 1812 wieder hergestellt war, zur Verantwortung

König hinzu, indem er in die frühere Ruhe zurückfiel, „daß ich aus meiner königlichen Machtvollkommenheit und aus andern Gründen den Grafen Mendoza seiner sämmtlichen Aemter in Gnaden entlassen habe. Er ist, um außer allen Staatsverhältnissen zu stehen, streng auf den Aufenthalt innerhalb seiner Besitzungen im Königreiche Valencia beschränkt. Dem königlichen Ansehen ist dadurch Genüge geleistet. Fordert nicht, daß Wir noch strenger gegen ihn verfahren!

„Wir haben ihm manches Gute zu verdanken," sagte der König, „und überdies, Señor General, ist er ein Nachkömmling von Don Diego Hurtado de Mendoza, der, gleichberühmt als Staatsmann und Feldherr, unserm großen Ahnherrn Carl V. wichtige Dienste leistete, die Wir dem Enkel jetzt in unserer Gnade anzurechnen uns bewogen finden. Den Officier, der sich so eifrig in unseren Interessen bewiesen hat, werde ich dem Kriegsminister zu einer höheren Anstellung in Unsern über-

---

gezogen, doch nur den Ersten traf die gerechte Strafe, während Eguia nach Frankreich entfloh. Während Elio's Verwaltung zu Valencia ließ er außer denen, welche noch hingerichtet wurden, 119 innerhalb 6 Jahren foltern. Auf diese Art starb in den Kerkern auch eine Frau unter den Qualen der Tortur, welche wenige Tage vorher von Zwillingen entbunden war.

seeischen Besitzungen empfehlen, wo sich die Getreuen ohnehin jetzt mit jedem Tage mindern. Ihr seid entlassen, General*)."

Elio verließ das Cabinet zwar betreten über des Königs Worte und getäuscht in der Erwartung, Don Mendoza sofort als Hochverräther vor Gericht gestellt zu sehen; jedoch fühlte er sich insofern befriedigt, als schon wieder einer der wenigen Männer, die es wahrhaft wohl mit dem Könige meinten, seines unmittelbaren Einflusses auf den Monarchen beraubt, den bisherigen so edlen Wirkungskreis nun gänzlich verlassen hatte. So wie er den König kannte, wußte er, daß jetzt nicht viel mehr dazu gehörte, ihn zum unversöhnlichen Hasse zu reizen.

Wenige Monate später wurde eine Correspondenz aufgefangen, worin sich Don Mendoza ohne Hehl über die täglich überhandnehmenden Zerwürfnisse zwischen Land und Hof ausgesprochen, welche die alten Cortesmitglieder zur heftigsten Opposition gegen die alte Camarilla entflammten. Diese Correspondenz zwischen

---

*) Aus des Beichtvaters Esquoiguiz Nachrichten über das Privatleben des Königs Ferdinand.

dem Grafen Don Velasco de Gama*), einem alten Cortesmitgliede, der sich gleich nach der gewaltsamen Auflösung der Cortes in die Vereinigten Staaten Amerika's zurückgezogen hatte, und die Streitigkeiten, welche zur selben Zeit zwischen Spanien und den Freistaaten ausbrachen, und deren verzögerte Beseitigung man einem Einverständnisse zwischen Don Velasco und dem bei den Vereinigten Staaten accreditirten spanischen Gesandten, dem Chevalier d'Onis, einem Verwandten des Grafen Mendoza, zuzuschreiben für gut fand, waren mehr als hinreichend, gegen Don Mendoza den König so aufzu-

*) Don Velasco de Gama, aus einer eben so reichen als angesehenen alten Familie entsprossen, Grande von Spanien, Ritter fast aller spanischen Orden, war einer der reichsten Gutsbesitzer in Andalusien. Nach langen Reisen im Auslande kehrte er in sein Vaterland zurück und verheirathete sich mit Doña Isabella de Contreras, der einzigen Tochter des später durch die Belagerung von Taragona berühmt gewordenen Generals. Seine Kenntnisse wie sein Reichthum verschafften ihm sehr bald eine hohe Hofstelle. Jedoch die bald erfolgende Erhöhung des Don Manuel Godoy zum Friedensfürsten, die täglich sich mehrende Anmaßung des Emporkömmlings vollendeten einen schon früher von dem liberalen Manne gehegten Entschluß, nach den Vereinigten Staaten überzusiedeln. Die Königin, der es erwünscht kam, des dem Lieblinge feindlich gegenüberstehenden Mannes entledigt zu werden, vermochte Carl IV. endlich, die lange verweigerte Erlaubniß zu geben, und Don Valesco war bereits ein friedlicher Bürger

bringen, daß er einen Verhaftsbefehl unterzeichnete, dem zufolge Mendoza von seinen Gütern in Valencia in die Kerker der Inquisition zu Madrid abgeführt wurde.

„Es bleibt Ihnen jetzt nur noch zu wissen übrig," heißt es in einem Briefe Velasco de Gama's, „was sich mit mir im Anfange des Jahres 1814 begeben und wie es mir gelungen ist, den Grafen Rodriguez und Don Mendoza, den uns Allen theuren Freund, nebst Gattin zu befreien und an die Ufer des friedlichen Delaware überzusiedeln. Nach der Rückkunft des

---

von Pennsylvanien, als die Unruhen in Spanien aller Orten ausbrachen. Lange widerstand er den Bitten seiner spanischen Freunde, Theil an den Angelegenheiten des bedrängten Vaterlandes zu nehmen, bis endlich die nach der erfolgten Gefangenschaft des Königs errichtete Junta und die aus allen Provinzen ihm zukommenden Nachrichten von der Volkserhebung ihn gleich andern Spaniern zu den größten Opfern entflammten. Unter Zurücklassung seiner Familie schiffte er sich im Jahre 1809 nach Spanien ein und er wurde Mitglied der Junta, der er 20,000 Piaster zur Verfügung stellte. — Man kann daraus das Vermögen und die Mittel des hohen Adels in Spanien zu jener Zeit abnehmen. Ohne ihre und der Geistlichkeit endlose Beisteuern würde Spanien selbst unter der englischen Mitwirkung außer Stande gewesen sein, den achtjährigen Befreiungskrieg mit solchem Nachdrucke zum Ziele zu führen, und den Kampf der späteren Parteien so lange aufrecht zu erhalten.

Königs aus Valencay begab ich mich als Deputirter der Cortes nach Valencia, um ihn einzuladen, in die Hauptstadt zu kommen. Es ist geschichtskundig, wie er sich dessen weigerte, bis er sich der Mittel versichert hatte, ohne weitere Gefahr für sich selbst sein dem Volke gegebenes Wort zu brechen, Alles, was die Cortes bisher gethan, zu annulliren und sich absoluter, als je zuvor ein spanischer Monarch gethan, auf den Thron zu setzen, den er nur uns und den heroischen Anstrengungen des Volkes zu verdanken hatte. Aber weniger ist es zur allgemeinen Kenntniß gekommen, daß der englische Gesandte, Sir Henry Wellesley, die Maßregeln angerathen haben soll, welche der König in Anwendung gebracht hat, und daß Ferdinand VII. am Tage vor der verhängnißvollen Proclamation ein sehr bedeutendes Gelddarlehn vom britischen Ministerium erhielt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Umstand, durch welchen des Königs Finanzen wieder hergestellt wurden, ihm auch den Muth gab, seine Maßregeln in Ausführung zu bringen, was er nie gethan haben würde, wenn ihm nicht eine für Spanien so gefährliche Hilfe geworden wäre. Geld ist der Nerv der Tyrannei so wie des Kriegs. Mit diesem mächtigen Hebel bewaffnet, war Ferdinand VII. nun schnell darauf bedacht,

dieselben Cortes zu vernichten, die ihm den Thron seiner Väter erhalten hatten. Und das Volk? Noch in den ersten Tagen des Mai erhob es die Cortes und die Regentschaft lobpreisend bis zu den Wolken; überall ehrte man das Andenken derer, die für Spanien gestorben waren; niemals, ohne ihr Entzücken zu äußern, gingen die Menschen an dem Denkmale vorüber, welches mitten auf dem großen Platze zum Andenken an die Einführung der Constitution errichtet war, ja sie begrüßten das Monument der errungenen Freiheit mit derselben Ehrfurcht als ihre Kirchen. Einige Tage später, bei meiner Rückkehr von Valencia, wurde mein Ohr von einem durchaus entgegengesetzten Geschrei getroffen, von dem Geschrei der Wuth, der Knechtschaft, des Mordverlangens gegen seine Wohlthäter! Das Denkmal der Freiheit wurde in Trümmern zerschlagen und in Stücken durch die Straßen geschleift. Ein einziger Tag reichte hin, das ganze so ruhige, auf seine Zukunft so fest vertrauende Spanien in einen Kampfplatz zu verwandeln. Blut in Strömen bezeichnete die Ankunft des Königs, so wie es vor sieben Jahren seine Abreise bezeichnet hatte, und Spanien wurde durch eigenen Willen der Freiheit ungetreu, um welche andere Länder Jahrhunderte gekämpft haben. Da wandte ich mich aber=

mals trauernd und mit Abscheu hinweg von dem verlorenen Vaterlande und kehrte nach fast fünfjähriger Abwesenheit nach Amerika zurück, wo ich im folgenden Jahre (1815) Theil an dem kurzen, aber glorreichen Feldzuge nahm, in welchem die junge Freiheit den glänzendsten Sieg über die sie bedrohenden Briten davon trug.

„Bei den Meinigen in ungestörter Ruhe nur für das Glück derselben lebend, hatte ich das alte Vaterland bis auf die vielen darin zurückgelassenen Freunde fast vergessen und nie glaubte ich die Wiege meiner Kindheit wieder zu sehen, als mir, wie Ihnen durch die Zeitungen bekannt geworden, die Regierung der Vereinigten Staaten als einen Beweis ihres Vertrauens den Auftrag ertheilte, die Unterhandlungen wegen der von Spanien an uns abgetretenen Florida's und die schon längere Zeit daraus entstandenen Mißhelligkeiten in einer außerordentlichen Mission nach Spanien zu beendigen.

„Wenig mochte freilich unsere Regierung ahnen, als sie meinen Einsichten ein mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpftes Geschäft übertrug, welche Gefühle mich bewegten, wenn ich überlegte, wie ich die Interessen des neuen Vaterlandes gegen die des alten mit diplo-

matischer Genauigkeit und Kälte vertreten und zu diesem Zwecke mit einer mir verhaßten Regierung unterhandeln sollte. Gern würde ich den ehrenvollen Auftrag abgelehnt haben, wenn mir nicht mit demselben Gelegenheit geworden wäre, die Unschuld des früher bei den Vereinigten Staaten accreditirten spanischen Gesandten, des Chevalier d'Onis, zu beweisen, dem man in Madrid wegen der früher über denselben Gegenstand mit uns gepflogenen Unterhandlungen den Proceß gemacht hatte. Der wichtigste Grund jedoch, der mich zur Uebernahme der Mission bestimmte, war der Gedanke, der Familie Mendoza und Silva nützlich werden zu können, deren Lage nach der mir von meinen Freunden gemachten Schilderung täglich bedrohlicher wurde. Sehr viel kam dabei auf den glücklichen Ausgang des mir übertragenen Geschäftes an.

„Mit Mendoza's Vorwissen hatte ich bedeutende Grundstücke in der Nähe meiner Besitzung am Delaware erkauft, die ihm für den Fall einer Katastrophe ein Asyl gewähren möchten, so daß er sich in dem Augenblicke, als er bei dem Könige in Ungnade fallen würde, als einen Bürger der nordamerikanischen Freistaaten betrachten konnte. Aber seine Güter in Valencia, merken Sie es wohl, hatte ich selbst angekauft, ich,

über den der König keine Gewalt mehr hatte, da ich mich zugleich nach der Ordonnanz, durch welche die Cortes aufgelöst und die Regentschaft außer Wirksamkeit gesetzt wurde, nach Amerika zurückbegeben und mich nicht ferner in die Angelegenheiten des im Innern zerrissenen Spaniens gemischt hatte.

„Gerichtlich bestätigte Urkunden sicherten mir den Besitz.

„Glücklicherweise waren in einer trüben Vorahnung der Dinge, welche über meine Freunde hereinbrechen würden, alle diese Anstalten vollständig getroffen, als ich im Jahre 1816 als Bevollmächtigter Amerikas in Madrid eintraf.

„Noch ehe ich bei dem Könige zur Audienz gelassen wurde, erfuhr ich Manches in der Fontana d'Oro an der Porta del Sol, wo ich abgetreten war und wo sich damals die wohldenkenden und freigesinnten Männer häufig versammelten. Sie sprachen ohne Zurückhaltung, da ich Vielen derselben bekannt war. Das Erste, welches ich unter andern betrübenden Neuigkeiten des Tages erfuhr, war, daß Rodriguez de Silva und Don Diego de Mendoza auf einen Specialbefehl des Königs nach Madrid geführt worden wären, um sich vor der neuen Purifications-Commission zu reinigen.

„Der Erstere, so hieß es, sei wegen seines hohen Alters, eigentlich aber wohl nur, weil er dem Könige bei seiner Rückkunft ein beträchtliches Darlehn gemacht, freigesprochen, ihm aber zugleich der Befehl zugekommen, seinen Wohnsitz von Valencia, wo er auf den Gütern seines Schwiegersohnes gelebt, nach seinen Besitzungen in Catalonien zu verlegen und sie ohne Erlaubniß des General-Capitains, Grafen España, bei Strafe nicht zu verlassen. Don Mendoza habe den schwersten Stand, indem man ihm zur Bedingung gestellt, unter der er allein auf seine Freiheit zu rechnen habe, sein bisheriges politisches Glaubensbekenntniß als einen Irrthum, in dem er bisher befangen gewesen, abzuschwören, Buße in einem Kloster zu thun, weil er Mitglied des Freimaurerordens gewesen, und einen Eid abzulegen, dem absoluten Könige unter jeder demselben beliebigen Regierungsform sammt den Seinigen treu und hold zu sein und ähnliche Gesinnungen bei Allen, die ihm und seinen ketzerischen Meinungen ergeben gewesen, nach Kräften zu erwecken.

„Hartnäckig weigerte sich indessen der edle Märtyrer," so fuhr der Erzähler fort, ein billig denkender Mann, der eben erst wegen seiner gemäßigten Ansichten aus dem Geheimrathe entlassen war, diesen Bedingungen

Genüge zu leisten. „Mit diesem Schwure,“ rief er aus, als man zum letzten Male in ihn drang und selbst seine Freunde ihn bestürmten nachzugeben, „würde ich nicht allein den Abscheu jedes redlichen Spaniers, sondern den von ganz Europa auf mich laden. Die Schande müßte jedem meiner Schritte folgen und ich mich selbst als einen Gebrandmarkten betrachten, der, und wenn er in dem entferntesten Winkel der Erde sich verbärge, sich selber nicht entfliehen kann. Darum sprecht es immer aus, Ihr Herren Richter, sei es das Urtheil der Verbannung oder der ewigen Gefangenschaft. Das, was Euch Entehrung däucht, kann mir allein die wahre Ehre erhalten!“

„Erstaunen und Verwunderung ergriff viele der Richter. Das Urtheil der Welt, dessen Mendoza so eben erwähnt hatte, schien sie bedrohend auf der Seite des Angeklagten zu stehen, denn mehr als je hatte Europa gerade in diesem Augenblicke Spanien zum Hauptziele seiner Aufmerksamkeit gemacht.

„Don Mendoza wurde abgeführt und das von der Commission gefällte Urtheil, welches die Landesverweisung statt der früher ihm angedrohten lebenslänglichen Gefangenschaft ausspricht, so wie die Confiscation aller seiner innerhalb der spanischen Monarchie

gelegenen Besitzungen, liegt jetzt dem Könige zur Bestätigung vor." — Hier wurde der Berichterstatter unterbrochen; ich hatte indessen genug gehört, um meine Maßregeln zu treffen.

„Nachdem ich zuvor den Grafen Rodriguez de Silva und Mendoza's untröstliche Gattin durch Erinnerung an die zu Gunsten meines Freundes getroffenen Maßregeln und durch Mittheilung meiner ferneren Pläne so weit als möglich getröstet hatte, hielt ich am nächsten Tage meine erste feierliche Auffahrt bei Hofe zur Abgabe meiner Creditive.

„Nie werde ich diese erste Audienz vergessen. Der König trug die Uniform eines Generalcapitains seiner Fußgarden mit dem großen Bande des Ordens Carls III. In der düstern Flamme seines Blickes offenbarte sich ganz das Bewußtsein der unumschränkten Gewalt. Während unserer Unterredung irrte beständig ein Lächeln über seine Lippen. Aber dieses Lächeln hatte nichts Mildes, nichts Herzliches. Es floß mehr aus der ihm neuen Verlegenheit, dem Bürger eines freien Staates gegenüber zu stehen, als aus Wohlwollen.

„Nachdem ich den König von dem Zwecke meiner Sendung nochmals unterrichtet hatte, gab er Be-

fehl an die betreffenden Minister, die Unterhandlungen mit mir zu eröffnen und ihm Bericht über den Fortgang derselben zu erstatten. Dann winkte er gnädig zum Zeichen, daß ich entlassen sei. Da wagte ich es, den ersten Schritt zur Ausführung der Pläne zu thun, welche mich insbesondere veranlaßt hatten, die schwierige Mission zu übernehmen. Unumwunden erklärte ich Seiner Majestät, daß ich als Basis der Unterhandlungen auf Einstellung alles ferneren gerichtlichen Verfahrens bestehen müsse, welches durch Englands Einfluß gegen den Gesandten d'Onis und den Minister Casa d'Yrujo eingetreten, als hätten sie im amerikanischen Interesse gegen Spaniens Vortheil die ersten Unterhandlungen wegen der Florida's geleitet, so wie auf der öffentlichen Anerkennung ihrer Unschuld. Höchst aufgebracht nannte der König diese Forderung eine unberufene Einmischung in seine königliche Prärogative und erklärte mir beiläufig, daß die englische Regierung keineswegs die von ihm anbefohlene Untersuchung veranlaßt habe.

„Da ich jedoch den Boden kannte, auf dem ich operirte, beharrte ich fest auf meiner Forderung, und der König bewilligte endlich, jedoch nach manchem Ein-

würfe und einem bedeutungsvollen Seitenblicke auf mich, mein Verlangen.

„Die große Geldverlegenheit, in welcher sich Ferdinand befand, führte schon nach einem Monate einen erwünschten Abschluß der mir übertragenen Geschäfte herbei. Um diese Zeit wurde auch das gegen Mendoza gefällte Urtheil vom Könige bestätigt und öffentlich bekannt gemacht. Jetzt erst war der Augenblick gekommen, für welchen ich die meinem Herzen allertheuerste Angelegenheit, die Verwendung für den Freund, hatte aufsparen müssen.

„Ich hatte mich zur Abschiedsaudienz gemeldet und wurde herablassender vom Monarchen empfangen, als ich es erwartet hatte. Mit höchst gnädigen Worten dankte er mir für den Eifer, den ich durch den für beide Theile annehmlichen Abschluß eines Geschäfts bewiesen, welches schon so viele unangenehme Reibungen zwischen den beiden Staaten verursacht habe, und versicherte mich, falls ich als Spanier von Geburt hinsichtlich meiner eigenen Angelegenheiten irgend einen Wunsch hege, im Voraus der Gewährung meiner Bitten.

„Die Bitte um eine hohe Gnade verspare ich bis zuletzt," erwiderte ich, mich tief verbeugend, „nachdem Ew. Majestät zuvor meine unterthänige Bitte um ein=

fache Gewährung eines in den Landesgesetzen begründeten Rechts zu bewilligen geruht haben."

„Reden Sie frei, ganz frei, Señor," entgegnete der Monarch etwas erstaunt, fast neugierig, wie es schien, zu mir aufblickend, und ich fuhr fort:

„Von einem Ihrer Unterthanen, Sire, vom Grafen Diego de Mendoza kaufte ich schon vor mehreren Jahren einige in Valencia gelegene Güter. Es war laut dieser, in aller Form ausgefertigten Documente in einer Zeit, wo ihm im ungehinderten Besitze aller seiner bürgerlichen Rechte auch die Befugniß zustand, mit seinem Eigenthume nach Belieben zu schalten. Diese meine rechtmäßig erworbenen Besitzungen sind nun gestern in der Meinung, Don Mendoza's Eigenthum zu confisciren, der Krone zuerkannt worden. Ich erlaube mir daher jene Güter, als deren Eigenthümer ich mich durch diese Papiere vollgiltig nachweise, von Ew. Majestät zu reclamiren.

„Schon hatte ich bemerkt, wie sich in des Königs Zügen, der die dargereichten Papiere überflogen hatte, Zorn und getäuschte Hoffnung abwechselnd wiederspiegelten; indessen nahm er sie zum dritten Male aus meiner Hand und schleuderte sie dann, als er sich von der Giltigkeit der Unterschriften und der Siegel, von der

Unumstößlichkeit meiner Angaben überzeugt hatte, so heftig auf einen neben ihm stehenden Pfeilertisch, daß ein Cigarrenhalter nebst einer silbernen Schale herabgeworfen wurden; dabei blickte er nach dem in einiger Entfernung stehenden Procurator Uparte und dem Beichtvater Bencogno, welche damals die Vertrauten und Günstlinge des Königs waren.

„Als eine Gnade aber," fuhr ich fort, ohne mich durch des Königs Aufwallung irre machen zu lassen, „als den höchsten Beweis von Huld, den Ew. Majestät sich vielleicht bewogen finden möchten, mir als Geschäftsträger der Vereinigten Staaten jetzt beim Abschiede zu gewähren, würde ich es innig dankbar anerkennen, wenn Sie geruhen wollten, Don Mendoza, der seit der Zeit, daß er durch Ankauf von Gütern in Amerika dortiger Bürger geworden, meinem Dafürhalten nach sich so wenig als früher etwas zu Schulden kommen ließ, wodurch er Ew. Majestät Ungnade verdient hätte, zugleich mit seinem Schwiegervater, dem Grafen Rodriguez de Silva, ungehindert mit mir abreisen zu lassen.

„Als der König fortfuhr mit festgeschlossenen Lippen im Schweigen zu beharren, setzte ich hinzu: Der Letztere erlaubt sich zugleich in aller Unterthänigkeit Ew. Majestät Anerkenntniß über ein Darlehn von

dreißigtausend Piastern cassirt durch mich zurückzugeben und bittet ferner, da er hinfüro nur mit seinen Kindern zu leben wünscht, das ihm zugehörende am Monserrat gelegene Schloß mit allen dahin gehörenden Gefällen zur Erinnerung an einen treuen alten Diener huldvoll anzunehmen.

„Bei diesen Worten erheiterten sich die Züge der Majestät. „Vayan Ustedes con Dios!“ rief der König lächelnd aus. Er war plötzlich mild geworden. Die königliche Fassung, das Bemühen, seine Würde aufrecht zu erhalten, ging in der Freude der ihm so unerwartet zufallenden Geschenke ganz und gar verloren und er wiederholte unter den lebhaftesten Gesticulationen drei bis vier Mal dieselben Worte. Er vergaß sogar Zeit und Ort und Umgebung, zündete eine Cigarre an, that, große Rauchwolken von sich blasend, einige Schritte durch das eben nicht sehr geräumige Cabinet, blieb endlich dicht vor mir stehen und sagte lächelnd: „Die Familie Mendoza, so wie die des Grafen de Silva mögen sich mit ihren Häuptern an irgend einen Ort begeben, wo es ihnen dermalen besser gefällt als in Spanien. Nehmen Sie die Leute mit sich. Die nöthigen Befehle sollen heute noch erlassen werden! Doch Ihr,“ wandte er sich an den Beichtiger, „Herr Pater, dies Mal habt

Ihr Euch von den Freimaurern überlisten lassen." Dann begab sich der König nach einer flüchtigen Verneigung in ein anstoßendes Gemach.

„Jetzt blieb mir von allen meinen Pflichten noch die angenehmste zu erfüllen: Mendoza die Freiheit zu verkündigen und ihm seine Lieben zuzuführen. Dann aber traf ich schnell die Anstalten zu unserer Abreise, bevor es etwa Einflüsterungen gelinge, neue Hindernisse hervorzurufen. Acht Tage später hatten wir die spanische Küste im Rücken. Die Güter des Grafen aber stellte ich zu seiner Disposition auf den Fall, daß die Angelegenheiten des Vaterlandes sich einmal so gestalten sollten, daß sie ihm die Rückkehr in das so heiß von ihm geliebte Spanien wünschenswerth machen könnten."

Graf Mendoza hatte mit den Seinigen eine durch Velasco's Fürsorge mit allen Bequemlichkeiten reich ausgestattete Farm nicht weit von Trenton am Delawareflusse bezogen und er fing an sich mit großem Eifer der Geschäfte des neuen Wirkungskreises zu unterziehen, indessen konnte es seinen Freunden nicht entgehen, daß er fortwährend sehnend nach Spanien hinübersah. Er scheute weder Mühe noch Kosten, die Verbindung mit dem Vaterlande zu unterhalten, so daß er jederzeit den Stand der dortigen Angelegenheiten vollkommen kannte.

Ein Commando, welches ihm durch den Agenten der sich von der spanischen Herrschaft befreienden Provinzen im südlichen Amerika unter glänzenden Aussichten angetragen wurde, lehnte er ab. Es stimmte ebenso wenig mit seinen Grundsätzen überein, sich an die Spitze von Männern zu stellen, die charakterlos, habsüchtig und hinterlistig die Abkunft von jenen Abenteurern nicht zu verläugnen vermochten, welche blut- und golddürstig die für die meisten derselben herdlose Heimath verließen, um Mord und Sclaverei an jene ursprünglich so glücklichen Gestade zu tragen, als persönlich durch den Verlust jener einmal der spanischen Herrschaft unterworfenen Provinzen zur Verminderung des Glanzes und der Größe seines Vaterlandes beizutragen, das er sich so gern reich, mächtig und mit so weit ausgedehnten Grenzen dachte als zur Zeit Carls V., dessen mächtiger Scepter über Spanien und einen Theil von Europa bis nach Indien hinaufreichte.

Als endlich im Jahre 1823 wiederum die Constitution in Kraft getreten war, konnte er nicht länger aus der Ferne dem großen Schauspiele der Wiedergeburt des geliebten Vaterlandes zusehen. Auf alle Fälle gefaßt und über die zu ergreifenden Maßregeln und deren etwaigen Folgen im Reinen, theilte er dem Grafen

Velasco seinen Vorsatz mit, thätigen Antheil an der neuen Gestaltung der Dinge im Vaterlande zu nehmen, und übertrug diesem vielgeprüften Freunde, den jetzt andere ihm eben so heilige Pflichten im neuen Vaterlande zurückhielten, mit der Sorge für die Gattin und den einzigen Sohn auch die Verwaltung seiner Besitzungen.

Noch einen schweren Kampf hatte er an dem Tage, als er sich von seiner Familie trennte. Jeder Andere, weniger stark als Mendoza, würde erlegen sein. Vergebens flehte die Gattin, umsonst war Graf Rodriguez de Silva bemüht, in seines Eidams Gedächtniß die Vorgänge zurückzurufen, welche sich kurz vor und nach der Rückkehr des Königs ereignet hatten, und aus denen man am richtigsten schließen könnte, wie wenig noch auf das Volk zu rechnen sei. Don Mendoza wankte nicht. Er, der zärtlichste Gatte und Vater, liebte das Vaterland über Alles, das, wie er meinte, nur durch das zweckmäßige Mitwirken der ersten seiner Familien vor den Gräueln der Anarchie bewahrt werden könnte. Noch an demselben Tage ging er unter Segel. Acht Wochen später landete er in Corunna und gleich darauf erschien er an der Spitze eines Corps, welches die gesetzmäßige Freiheit und das constitutionelle Königthum vertheidigte.

Nur Wenigen ist es bekannt geworden, was Graf Mendoza in jener Zeit als Krieger und Staatsmann leistete; wie er großmüthig und edel mit eigener Lebensgefahr in Madrid den König aus den Händen des rasenden Pöbels befreite, der bereits bis in die innern Gemächer des Schlosses gedrungen war, und wie er die zarteste Sorge trug, daß der Monarch auf der Reise nach Sevilla und von da nach Cadir auf eine seinem Range gebührende Weise behandelt werde. Bei einem neuen Ausbruche der sich in Cadir empörenden Soldateska war es abermals Mendoza, der im Schutze des Königs einen Säbelhieb davon trug, der Ferdinand gegolten hatte.

So wenig der König damals zur Besinnung kam, da jeder Tag ihn mit neuer Gefahr bedrohte, so war er doch fest von dem Glauben durchdrungen, daß seine Person sicher in der Nähe von Mendoza sei, weshalb er ihn zum Palastcommandanten ernannte, nachdem er ihn in einer großen Audienz, die er in der Nacht nach jenem verhängnißvollen Tage ertheilte, zum Ritter von Calatrava ernannt hatte.

In diesem Bruchstücke aus dem Leben Mendoza's möge es genügen hier noch anzuführen, daß dieser seltene Mann, nachdem der gefährliche Versuch, eine

Constitution auf den Willen eines Volkes zu begründen, welches in der Bildung weit hinter andern Völkern Europas zurückstand, eben so schmählich geendet, als der erste den Heldentod auf dem Schlachtfelde starb, indem er bei einem Ausfalle von dem Trocadero in dem Augenblicke, als er die Seinen wanken sah, einem Standartenträger die Fahne entriß und unter dem Rufe! „vencer o morir!“ sich an der Spitze einer Abtheilung mitten in die Feinde stürzte. Von zwei Kugeln tödtlich getroffen, sank er zu Boden, doch selbst im Todeskampfe noch hielt er fest an dem Banner der Freiheit. Erst dann sank er auf die geliebte Fahne zurück, als ein herbeieilender Officier die Nachricht brachte, daß die Franzosen zurückgedrängt würden.

Mendoza starb geliebt und allgemein betrauert und selbst im Tode wurde er noch vom Könige geehrt. Denn als zwei Tage später die Nachricht davon im französischen Hauptquartiere zu ihm gelangte, rief er bewegt aus: „Er allein gehörte in der Gegenpartei zu den Wenigen, die es wahrhaft wohl mit uns gemeint haben. Das Vaterland war ihm das Höchste und ich, der König, bin ihm stets heilig gewesen. Er opferte mir Alles, und dafür hat er jetzt einen Heldentod gefunden. Viele werden ihn deshalb beneiden!“

Diese weiche Stimmung, die den König überkommen und die Manche sogleich zwiefach deuteten, da sie eben so gut das traurige Schicksal, das Vielen die nächste Zukunft bringen sollte, als Rührung über Mendoza's Tod bedeuten konnte, dauerte indessen nicht lange. Wenige Monate später, sobald sich der König wieder im vollen Besitze der absoluten Gewalt sah, endete der noch kurz zuvor vom Volke vergötterte Riego durch Henkershand ein Leben, das nur dem Vaterlande, sowie dem constitutionellen Könige gewidmet gewesen war. Zahllose andere Opfer folgten in ununterbrochener Reihe — bis das Volk sich auf's Neue empörte.

Ein englisches Generaldepôt.

Die Regsamkeit, welche in den funfziger Jahren in allen bedeutenden Militärstationen, in den Depôtplätzen und Kriegshäfen von England wahrgenommen wurde, grenzte an das Wunderbare. Kein Tag verging, an dem nicht Mannschaften, Pferde und Kriegsmaterial, neben unermeßlichem Proviant nach dem Orient eingeschifft wurden, während die Ostseeflotte ein nicht viel

geringeres Material in Anspruch nahm. So verlief auch keine Woche, in der nicht Schiffe mit Reconvalescenten und Invaliden in den englischen Häfen eintrafen; ja die Schiffe waren mitunter selbst schwer verletzt, und liefen die heimathlichen Küsten nur an, um die ihnen durch Sturm oder feindliche Kugeln zugefügte Havarie schleunigst auszubessern. Kurz, es war ein gewaltiges, ein rastloses Treiben, ganz geeignet, den Continent mit Achtung vor Englands unerschöpflichen Hülfsquellen und mit Bewunderung der Energie und Ausdauer zu erfüllen, welche seine Bevölkerung damals im Schutz einer völkerrechtlichen Angelegenheit durchgehends an den Tag legte. —

Allein so unerhört wie man diese Anstrengungen damals auch im übrigen Europa betrachtete, waren sie bei allem Anschein dafür, denn doch nicht! Das britische Inselreich hat schon ähnliche kriegerische Zeiten, ähnliche Rüstungen und Anstrengungen durchgemacht und wenn dieselben im vorigen Jahrzehnt so außerordentlich erscheinen, so liegt das wenigstens theilweise nur darin, daß der so plötzlich erschollene Ruf: „Aux armes!" auch in England eine Ueberraschung, um nicht zu sagen Ueberrumpelung herbeigeführt hatte, auf die man nach vierzigjähriger Friedensruhe nicht vorbereitet war. Eng-

lands natürliche Lage macht das Halten großer stehender Heere unnöthig; auch gab die seit einer Reihe von Jahren von der Regierung befolgte Politik keine Veranlassung zu einer zeitweiligen Vermehrung seiner Landmacht. So ist England denn allerdings einigermaßen unvorbereitet in diesen Krieg gegangen: einen Krieg, der möglicherweise nur erst das Vorspiel war zu andern ungleich größeren, zu Kriegen, die auch in strategischer Hinsicht im Stande sein werden, sich den napoleonischen würdig an die Seite zu stellen.

An diese nämlich dachten wir vorhin, da wir unsere Leser ermahnten, ihre Vorstellungen von dem Unerhörten und Beispiellosen, das sich damals in England zutrug, ein wenig herabzustimmen. Gewiß ist es keine Vergnügungspromenade, wenn ein Regiment, eine Brigade frischweg vom Exercirplatz oder von der Parade zur Einschiffung commandirt wird; es gibt eine Reihe lebhafter und ergreifender Bilder, wenn hier ein Schiff abstößt, bis auf's Verdeck hinauf wimmelnd von Mannschaften, Kanonen, Kriegsvorräthen aller Art, und die three cheers der Abschiednehmenden für die Königin und Alt-England sich mit den Abschiedsrufen der Zurückbleibenden mischen, während dort auf jenem andern Schiffe eine Abtheilung Invaliden heimkehrt, den vaterländischen

Boden mit Jauchzen begrüßend und den Stumpf des verlorenen Arms oder die Krücke schwenkend, die ihnen das Bein ersetzt, welches sie in den Laufgräben vor Sewastopol zurückgelassen. Allein so interessant und ergreifend diese Scenen auch sind, so waren sie doch nur Schatten von Dem, was man zur Zeit der napoleonischen Kriege in einem englischen Generaldepôt alle Tage wahrnehmen konnte. Der Kampf zwischen Rußland und den Westmächten war gewiß wichtig genug; aber an jene napoleonischen Kriege reicht er doch noch lange nicht, weder was die Zeit, noch die Massen, noch endlich die einzelnen hervorstechenden Persönlichkeiten anbetrifft. Begleite mich der freundliche Leser denn in eins der englischen Generaldepôts aus jener großartigen Zeit, wählen wir z. B. das Depôt von Lymington in der Grafschaft Southampton; selbst die flüchtige Skizze, die ich hier zu bieten gedenke, wird den Leser, wie ich hoffe, überzeugen, daß der Kampf in der Krim nicht der einzige in der Weltgeschichte war und daß „vor Achill und Agamemnon auch noch tapfere Männer gelebt."

Das englische Heer hatte damals eine ähnliche schwere Schule durchzumachen wie in den 50er Jahren; es gehörten große Anstrengungen dazu, bevor es gelernt hatte, Krieg zu führen gegen den allgewaltigen Kaiser

und seine sieggewohnten Legionen. Aber Heer und Führer erwiesen sich gelehrig und ausdauernd und selbst die schweren Niederlagen in Portugal und Spanien sind nur als die Anfänge zu den spätern Erfolgen der britischen Waffen zu betrachten. England erneute seine Heere damals mit unglaublicher Schnelle; der unheilvolle Rückzug nach Coruña, der Tod des wackern Generals Moore und die fast gänzliche Auflösung der Armee mußte gleichsam vorangehen, bevor Massena, des Kaisers erfahrener Lieblingsfeldherr, vor den vergeblich von ihm gestürmten Linien von Torres Vedras in Lord Wellington und dem von ihm befehligten Heere einen sehr respectabeln Feind, einen Feind erkannte, unter dessen Augen er jetzt selbst den schmachvollen Rückzug aus Portugal anzutreten gezwungen war, der ihn der Hälfte seiner besten Truppen beraubte. Eine wesentliche Beihülfe hatte die englische Armee damals an den deutschen Hülfsvölkern; das Parlament scheint das zwar vergessen zu haben; in den Jahrbüchern der Geschichte jedoch stehen die Verdienste der deutschen Legion und der Braunschweiger unvergänglich eingezeichnet.

Auch während der langen Friedensepoche war Lymington immer eine Hauptmilitärstation; unausgesetzt herrscht hier, auch in Friedenszeiten, ein reges militäri-

sches Treiben, wenn auch natürlich nicht ganz so groß=artig als zur Zeit der napoleonischen Kriege. Fast allwöchentlich rücken hier Truppen, von auswärtigen Stationen heimkehrend, ein, während andere sich, als Ersatzmannschaft nach allen Theilen der Welt bestimmt, an Bord der Schiffe begeben, die gewöhnlich auf der Rhede von Spithead zu ihrer Aufnahme bereit liegen. Bleich und hohläugig treten hier die Ausgedienten von den Antillen an das Land, mit einem Freudenrufe be=grüßen sie Alt=Englands gastliche Küsten. Das Fieber und andere klimatische Einwirkungen haben Geist und Körper die besten Kräfte, zuweilen für immer geraubt. Von der Sonne gebräunt, hochfahrend und herrisch, nach angenommenem morgenländischen Brauche, Viele von ihnen mit klingenden Schätzen im schweren Tornister, kehren Andere nach zehnjähriger Abwesenheit vom pal=menbekränzten Ganges zurück. Wo sie ausruhen und einkehren und wo das Auditorium, das sich bald zahl=reich genug um sie versammelt, ihnen dieser Auszeichnung werth erscheint, da erzählen sie von ihren Schicksalen und Erlebnissen, wobei manches Wort aus der Hindu=sprache mit einläuft, von Braminen und Palmenhainen, von Elephanten und Goldsand, vom bengalischen Tiger und dem bezaubernden Tanze der Bajaderen. Hoffnungs=

voll blicken die Rekruten, welche die Ankommenden ersetzen sollen, bei solchen Erzählungen in die ihnen so vielen Genuß versprechende Ferne, während die Ersatzmannschaft für Westindien, Einige mit Theilnahme, Andere mit Scheu und sichtlicher Reue, daß sie sich durch das hohe Handgeld zum gefährlichen Auslandsdienste haben verlocken lassen, den Reconvalescenten von Jamaica entgegengehen, um nach der Ursache ihres übeln Aussehens zu fragen, und sich fest vornehmen, mäßig zu leben, wenn sie den Rum und die schwarzen Dirnen als eine Hauptursache des Fiebers erwähnen hören, von dem die Europäer dort vorzugsweise heimgesucht werden.

Fast so wild als die Piraten selbst, die sie jahrelang in den Dschungeln zwischen den Inseln des südindischen Archipels bekämpfen halfen, oder wie die blutdürstigen Indianer im Innern des Landes, die von den eingeborenen Fürsten von Zeit zu Zeit gegen die Engländer aufgehetzt werden, schauen diejenigen Truppenabtheilungen, welche kürzlich erst von Ceylon und von andern Inseln des Südmeers heimgekehrt sind. Ihre Augen funkeln bei der mindesten Aufregung fast ebenso blitzend wie der schlangenartig gewundene Kris oder der zweischneidige Yatagan ihrer geschworenen Feinde. Auch scheinen sie sich nichts weniger als comfortable zu fühlen

im englischen Nebel oder in den engen, nach Sprit und Tabak duftenden Cantinen, wo sie ihre Feierstunden zubringen. Zwar sprechen sie dem Porterkruge zu aus unvertilgbarer nationaler Gewohnheit; aber sie vermissen schmerzlich die süßduftenden, mit dem Safte der edeln Tropenfrüchte vermischten Getränke, die ihnen jenseits des Oceans im Schatten schlanker Palmen von Dienern gereicht wurden, welche mit gesenktem Haupte jedes ihrer Winke gewärtig waren. Am behaglichsten von allen scheinen sich die vom Cap zurückgekommenen Soldaten zu fühlen; mit der milden Natur des Südens haben sie großentheils die Ruhe der dort zuerst heimisch gewordenen Holländer angenommen; lustig und guter Dinge singen sie unaufhörlich gleich den Leuten aus der Provence und freuen sich darüber, daß sie im alten England doppelt so viel Genevre für ihre Schillinge erhalten als draußen auf dem theuren Hoffnungscap. Halifax und Quebec endlich gibt die Leute zurück, wie sie hingeschickt wurden: kalt und besonnen, englisch loyal und feindselig den benachbarten Yankees, deren Anmaßung an den Ufern des Hudson sie in stetem Zunehmen begriffen schildern.

Das ungefähr war die militärische Musterkarte, wie man sie bis zum Ausbruche des Krim-Kriegs in Lyming-

ton ausgelegt sah. Doch weit interessanter war der Anblick zur Zeit der napoleonischen Kriege. Während einst die Formation der großen französischen Armee — die, so sehr wir die Erinnerung daran zu verwischen bemüht sind, uns dennoch wider Willen im steten Andenken bleibt — sowohl in ihrem imponirenden Ganzen als in ihren zahllosen fremdartigen Einzelheiten einen ebenso belehrenden als anregenden Anblick bot, konnte man sich damals in Lymington überzeugen, daß nur das britische Heer eine ähnliche, aus allen Völkerschaften unsers Welttheils zusammengesetzte Mischung aufzuweisen hatte. In neuerer Zeit hört man von den Truppen zu Lymington außer der englischen Sprache nur noch die irische, die deutsche und etwa die französische reden, die letztere durch die Söhne der Inseln Jersey und Guernsey vertreten. Zur Zeit Napoleon's dagegen vermißte man dort von den europäischen fast keine. Es waren damals die Cadres der vier ausgezeichnet schönen Schweizerregimenter Roll, Dillon, Meuron und Wattwille dort stationirt; die für das Depot der Braunschweiger, in Newport auf der Insel Wight, bestimmten Rekruten kehrten vorläufig dort ein; die Stämme von acht westindischen Regimentern, vom königlich afrikanischen Corps, vom 1., 2., 3. und 4. Regiment Ceylon,

vom Capregiment und vom Regiment Bourbon sammelten dort ihre Ergänzungstruppen. Ebenso die Chasseurs britanniques, York's leichte Infanterie, das Regiment corsischer Schützen, des Herzogs von York griechische leichte Infanterie und desselben königlichen Prinzen freiwillige Jäger. Diese Corps waren durchgehends aus allen Nationen Europas zusammengesetzt und mit Ausnahme der westindischen, der Ceylon-Regimenter und derer vom Cap mit einem ungeheuern Kostenaufwande nur für die Dauer des damaligen Kriegs errichtet. Man kann sich nichts Interessanteres denken als einen Appell im Generaldepot zur damaligen Zeit. Während die Sprachen ineinanderschnurrten wie das Summen eines aufgeregten Bienenschwarms, übersah man mit einem Blicke in jenen Soldaten die Repräsentanten aller civilisirten Völker mit ihren charakteristischen Gesichtszügen, von denen selbst die flachen Physiognomien aus dem hohen Norden, mit den schiefgeschnittenen Augen, hier eine hohe Bedeutung erhielten, indem sie beurkundeten, daß sich eine Völkerwanderung in unsern Zeiten stündlich wieder ereignen könne.

Novellenschreiber würden in Lymington auf billige Weise unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung des leselustigen Publikums gefunden haben; das Leben fast

jedes einzelnen dort anwesenden Militärs bis zu den Stabsofficieren hinauf glich einem Roman.

Hörte man nun die Namen der Stationen, auf denen die Regimenter dienten, deren Stämme hier versammelt waren — die westindischen Inseln, Canada, Neuschottland, Curaçao, Surinam, das Cap der guten Hoffnung, Madagaskar, Bengalen, Celebes, Sumatra, Ceylon, Australien, alle im fernen Ocean diesseit und jenseit des Aequators liegende Reiche; von den europäischen aber Holland, Dänemark, Schweden, Spanien, Portugal, Italien, Sicilien, Malta und die Jonischen Inseln: während zur selben Zeit der französische Aar mit seinen mächtigen Schwingen fast das übrige Europa vom Adriatischen und vom Mittelmeere bis zur Weichsel, zum Baltischen Meere und zur Nordsee umspannt hielt — dann lernte man schnell begreifen, daß es eigentlich nur England und Frankreich waren, die miteinander um die Weltherrschaft stritten.

Wer damals das imposante Spiel des Kriegs mit allen seinen Chancen gründlich erlernen, wer sich gegen klimatische Einflüsse abhärten und sich noch nebenbei auf die wohlfeilste Art von Sitten, Sprachen und Gebräuchen fremder Nationen Kenntnisse erwerben wollte, der konnte nichts Besseres thun, als seine militärische Lauf-

bahn in dem einen oder in dem andern jener in stetem Wandel über die Erde begriffenen Heere zu beginnen.

Alle diese auf so merkwürdige Art zusammengewürfelten Individuen, Bewohner der Gegenden, die fast an den Nordpol grenzen, wie solche, die in dem tiefsten Süden von Europa zuhause waren, selbst Diejenigen, welche sich noch kurz zuvor als die grimmigsten Feinde mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden, wurden schon nach wenigen Tagen, wenigstens äußerlich, die allerbesten Freunde, sobald sie nur einmal unter dem Banner des heiligen Georg beieinander gewesen waren; Arm in Arm promenirten sie auf den Spaziergängen oder am Meeresstrande, oder übten beim schäumenden Porterkruge in den unzähligen Cabarets, mit denen die Nachbarschaft der Kasernen überfüllt ist, „God save the King“ ein in herzbrechendem Kauderwelsch, wenn sie sich nicht irgendein Stück vom großen Weltspectakel erzählten, in dem fast alle schon eine Rolle mitgespielt hatten.

Da sah man Royalisten vom Condé'schen Corps, desgleichen aus der Vendée und von Quiberon; preußische, hessische und anderweitige deutsche versprengte Patrioten von Schill's und Dörnberg's begeisterten Schaaren; Italiener, vom Corps des stets kampffertigen

Cardinals Ruffo — verwegene Gesellen, mit Gesichtern, wie sie Salvator Rosa's kühner Pinsel so lebenstreu dargestellt hat, Bursche, die dem Fra Diavolo mit ebenso viel Treue als dem Könige von Neapel gedient hatten; alte, graubärtige Corsen aus Paoli's Zeit, mit flammenden Augen und schlechtverhaltenem Rachegefühl im Herzen; Griechen von den Inseln, wo damals schon der Geist der Freiheit erwacht war.

Aber auch Polen schritten durch das bunte Gedränge, gediente Soldaten, die Kosciuszko's Freiheitsruf unter das Banner des weißen Aars gereiht hatte, die später Napoleon, der Polen vermeintlichem Messias, von Grenze zu Grenze, über Land und Meer, von den Pyramiden bis zu den Pyrenäen gefolgt waren, wo sie das luftige Phantom der Freiheit, nach dem sie seit vielen Decennien vergeblich gehascht, wie Seifenblasen zerrinnen sahen vor den Bajonneten der so oft von ihnen bespöttelten Rothröcke.

Während die meisten Individuen von andern Nationen, die im französischen Heere entweder freiwillig oder gezwungen gedient hatten, theils als Ueberläufer, theils als Kriegsgefangene sofort englische Dienste genommen hatten; während sich flotte deutsche Musensöhne, Handlungsbeflissene, junge Barone und angehende Staats-

beamte, die durch Schicksale oder politische Verwickelungen aus dem Vaterlande verdrängt waren, anwerben ließen für Handgeld, ohne sich lange zu bedenken, konnte man nicht umhin, sowohl viele der in Lymington anwesenden Sarmaten, als die benarbten französischen Grenadiere, die man in Gruppen bemerkte, von dem großen Trosse zu sondern, der dem Generaldepot auf den ersten Blick jene Farben gab, mit welchen unser großer Dichter das Lager des Friedländers so unvergleichlich dargestellt hat. Nur die bitterste Noth, das Schicksal fast aller Kriegsgefangenen der untern Grade, mit der sie jahrelang auf den Hulks in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt zugebracht hatten, konnte einzelne jener alten Krieger bewegen, der kerkerähnlichen Haft auf jenen melancholischen Depotschiffen, in Erwartung, daß sich das Kriegsglück bald zu ihren Gunsten wenden würde, durch Uebertritt in den britischen Dienst vorläufig ein Ende zu machen.

Diese Heroen waren denn leicht an der kriegerischen Haltung zu erkennen, an dem düster-stolzen, fast verächtlichen Blicke, mit dem sie auf diejenigen ihrer neuen Kameraden herabsahen, von denen sie wußten, daß nur der britische Sold, das hohe Handgeld oder irgendein übel abgelaufenes Abenteuer im Vaterlande Veranlassung

gewesen war, Abtrünnige an ihrem Panier zu werden. Nicht ohne Rührung konnte man es sehen, wenn diese Helden von Marengo und Austerlitz verstohlen mit dem kleinen Kreuze am verblichenen rothen Bande liebäugelten, das sie wie ein Heiligthum auf der benarbten Brust verborgen hielten; oder wenn sie ein andermal wieder unbeweglich wie Marmorgruppen am Meeresufer saßen und mit sehnsuchtsvollem Blicke nach der belle France hinüberschauten, die ihnen wie zum Troste von Zeit zu Zeit hinter den Wogen des Kanals die von bläulichem Duft umhauchten Küsten zeigte.

Auch Geschichtschreiber, Philosophen und Psychologen hätten damals nicht uninteressante Studien in Lymington machen können; vor allem andern jedoch lernte damals der Mann vom Handwerk dort das Geheimniß kennen, wie man es anzufangen hat, um in fast unglaublich kurzer Zeit ein aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetztes Heer zu organisiren und schlagfertig zu machen.

Bequeme, dabei doch schöne Uniformen, an denen man nicht jährlich künstelt und abschneidet, um das Auge zu bestechen oder um auf Kosten der Gesundheit der Leute Ersparnisse zu treffen, wie dies im übrigen Europa, etwa Frankreich abgerechnet, leider überall der Fall war und

noch ist; kräftige Nahrungsmittel bei gutem Solde; Aussicht auf reichliche Pension, wenn der Mann auf dem Felde der Ehre oder im Dienste untüchtig geworden; hauptsächlich aber wahrhaft, nicht blos scheinbar humane Behandlung bei strenger Disciplin, wie es die Nothwendigkeit bei einem aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Kriegsheere erheischte — das waren damals die Mittel, durch welche es der britischen Regierung zu jeder beliebigen Zeit in kürzester Frist gelang, ihre schönen kräftigen, freiwilligen Heere in das Feld zu stellen. Auch jetzt wieder, behaupte ich, würde eine deutsche Legion von 30,000 Mann bei einer zu diesem Zwecke eröffneten Werbung in Zeit von wenigen Monaten an der Nordseeküste zum Einschiffen bereitgestanden haben, wenn man in der gegenwärtigen Krisis nicht Stimmen im Parlamente vernommen hätte, welche die deutsche Ehre so gröblich verletzten.

Wer einmal aus Neigung den Militärstand zu seinem Berufe und das britische Heer, um darin zu dienen, erwählt hat, der verläßt später nur ungern die liebgewonnene Fahne. Desertion gehört daher auch zu den Seltenheiten im englischen Heere, weil Niemand bei seinem Eintritte in irgendein Regiment getäuscht wird. Der Rekrut wird genau mit den Verhältnissen desselben,

mit dem Vortheile sowie mit dem Nachtheile, der ihm möglicherweise durch den Eintritt in dasselbe erwachsen kann, bekannt gemacht. Dafür hat sich auch in allen Zeiten und in allen Theilen der Welt, besonders aber in den letzten europäischen Kriegen, die Tapferkeit und Ausdauer der britischen Soldaten so glänzend herausgestellt, daß es eines nachträglichen Lobes überall nicht mehr bedarf. Und was ist es, was die Begeisterung und die Beharrlichkeit hervorbringt, mit denen wir die britischen Krieger unter allen Himmelsstrichen kämpfen sehen? Oft nichts als der einfache Zuruf: „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thut.“ Er war es, durch den der große Nelson bei Trafalgar die spanisch-französische, ihm bei weitem überlegene Armada, durch den später Wellington mit seinen des Kriegs gewohnt gewordenen Heeren in Spanien und Belgien die alte Kaisergarde vernichtete!

Unter den Namen, die damals bei einem Appell aufgerufen wurden, hörte man manchen in Lymington, der in Deutschland einen guten Klang gehabt hatte. Die Inhaber alter edler Geschlechtsnamen riefen lächelnd, aber vernehmlich ihr „Hier!“ wenn die Reihe an sie kam. Es hatte sich eine Menge junger Brauseköpfe vom deutschen Adel dort zusammengefunden, die unglück-

liche Liebe, Patriotismus, Ehrgeiz, oft auch nur der Hang nach Abenteuern, wie er den Rittern der Vorzeit eigen war, aus dem Vaterlande vertrieben hatte. Den meisten von ihnen eröffnete sich von Lymington aus nach allen vier Himmelsgegenden hin ein weites Feld, um Abenteuer jeglicher Art zu bestehen. Manche haben sie wahrhaft ritterlich bestanden und auch den Lohn dafür in Rangerhöhung und britischem Golde erhalten. Andere sind aber auch kläglich genug untergegangen. Einzelne endlich sind als Abenteurer in ihr Vaterland zurückgekehrt und haben dort ein Glück gemacht, welches das solide England ihnen nicht gewähren konnte; sie kamen eben zur rechten Zeit dort an, als man den irrenden Ritter über dem Namen des Ritters vergaß, in der großen Freude, im Heere frischen Zuwachs zu einem Stande zu erhalten, der während der Freiheitskriege so rasche Abnahme erlitten hatte. Wird er die Stürme der Gegenwart besser überstehen? Seine Segel sind geschwellt wie noch nie: und doch meinen wir die Klippen bereits zu sehen, an denen er scheitern wird — vielleicht für immer.

Aus Spanien nach dem Brüderkriege.

Eine Eßparade.

Unser kleiner Dampfer, auf dem wir uns in Barcelona nach Valencia einschifften, hatte nach einer kurzen, aber höchst interessanten Küstenfahrt den Hafen von Grao glücklich erreicht und ich freute mich, die heitere, lebenslustige Stadt, das Berlin von Spanien, nach langer Abwesenheit in voller Tagesbeleuchtung wieder zu sehen. Aber über den Weitläufigkeiten der Dogana, welche kein Colli unberochen ließ, so bald man den Diensteifer der Officianten nicht bei Zeiten durch verstohlene Verabreichung einiger Pesettas sistirte, war es spät geworden, so daß ich erst mit Einbruch der Nacht das mir empfohlene Hôtel an der placa de Comercio erreichte. Es geschah dies in einem colossalen Omnibus, den ich mit zwei Engländern, einigen Weltgeistlichen, dem Capitain des Dampfers und einigen niedlichen Senoritas theilte, die, wie es schien, zu unbestimmten Zwecken mehrere Tage in dem seine Gesellschaft täglich wechselnden, höchst genußreichen Hafenplatze verweilt hatten und gegen die Gewohnheit der spanischen Damen sehr freundlich mit uns thaten.

Erfreut über die in Spanien mit oder seit dem langen Kriege eingezogene Cultur, betrachtete ich die artigen Teppiche, mit denen die Fliesen des Fußbodens belegt waren. Ein gut gepolsterter Divan, dergleichen Stühle, ein Secretair von Mahagoni und ein anständiger Waschapparat, statt der sonst üblichen messingenen wie Taufbecken aussehenden Geschirre, lauter Gegenstände, nach denen man sich sonst vergebens in einem spanischen Gasthause umsah, bildeten das Mobiliar des zwar nicht glänzend tapezirten, aber blendend weiß getünchten, reinlichen und geräumigen Zimmers, welches mir vom Aufwärter als die mir bestimmte Wohnung geöffnet wurde. Allerdings stand unter dem Schilde des Gasthofes mit großen Lettern geschrieben: „good english accommodation.“

Man ist jetzt in Spanien, seitdem es mehr als zuvor von ausländischen Reisenden besucht wird, wenigstens in den größern Städten, die am Wege liegen, so auch in den Seestädten überall bemüht, Bedacht auf die Fremden zu nehmen, die ihnen jetzt die Douros bringen, statt der aus den Colonien weggefallenen Piaster und Doublonen. In den Posaden und Hostallerien der von der Camina real mehr entfernten Orte ist es freilich noch immer so ziemlich beim Alten geblieben. Es

kommt nicht selten vor, daß man sich, statt in einem verschlossenen Zimmer zu schlafen, mit dem Sattel zum Kopfkissen, in Gesellschaft klingelnder Maulthiere und ihrer schnarchenden Treiber für eine Nacht im Stalle behelfen muß.

Es war am zweiten Tage, als ich dem Gouverneur, Don Esteban de Palma, in einem Staatsbesuche meine Legitimationspapiere überreichte. Es war ein würdiger Mann aus der Zeit, die trotz des langen mörderischen Krieges gegen die Heere des Mannes, der sie nur um Frieden zu stiften zwischen dem königlichen Vater und dessen Sohn, also in bester napoleonischer Absicht geschickt hatte, seit Jahrhunderten die ehrenvollste, also die beste genannt werden kann. „Ich bin noch einer von den wenigen übriggebliebenen Männern aus jener für uns so glanzvollen Zeit," sagte er unter einem fast melancholischen Lächeln. „Damals sind wir befreundet gewesen als treue Bundesgenossen gegen die gleißnerische französische Tyrannei, wir wollen es auch ferner sein, wo es Noth thut! „Vayan Usted con Dios!"

Der alte General verneigte sich, und ich ging, um die Citadelle zu besichtigen, wozu mir von Don Esteban zuvorkommend eine Karte ertheilt war.

Es mochte gegen zwölf Uhr sein. Trommelschlag

und Hornsignale riefen eben die Besatzung auf den Waffenplatz. Sie bestand aus zwei Bataillons eines erst neu errichteten Infanterieregiments „Reyna Isabella,“ zwei Compagnien Fußartillerie und einer Reiterschwadron. Lauter frische, junge Leute von munterem Ansehen. Besonders gewährten die Kürassiere in ihrer kleidsamen Uniform einen schönen Anblick.

Da nur die Adjutanten und der Officier des täglichen Dienstes zugegen waren und die Leute ohne Waffen erschienen, vermuthete ich einen Appell, etwa zum Vorlesen einer bedeutsamen Ordre. Es war indessen nur die gewöhnliche Eßparade, die mir jedoch für deutsche Militärs nicht ohne Interesse schien, und die auch von den Laien nicht ohne Theilnahme betrachtet werden dürfte.

Auf ein dazu gegebenes Signal erschienen unter Anführung eines Sergeanten die Regimentsköche mit den dampfenden Reiskesseln, die an langen Stangen getragen und auf ein zweites Signal in einer schnurgeraden Linie vor der Front niedergesetzt wurden. Auf ein vom Officier du jour gegebenes Commando, schlug abermals der Tambour, worauf sich die Compagnie in Corporalschaften theilte, die rechts und links um die betreffenden Kessel einschwenkten. — Jetzt trat

der Cabo (Corporal) vor, um die Löffelinspection zu halten, wobei es hie und da einen ernsten Verweis setzte, wo etwa ein Löffel zu groß befunden wurde. Ja es kam vor, daß der Gestrenge sein Messer hervorholte, um das Ueberflüssige abzuschneiden und das Eßinstrument normalgemäß zuzustutzen. Nachdem sich der Corporal ferner überzeugt, daß jeder Mann ein gehöriges Stück Commißbrod zur Hand hatte, damit er nicht zum Nachtheil der Anderen zuviel vom „Riso arosto“ verzehrte, hieß es: „adelante!“ vorwärts, marsch! worauf die Mannschaft, den Cabo an der Spitze, drei Schritte a tempo vortrat, die Löffel in den Kessel versenkte, drei Schritte rückwärts machte und sie dann zum Munde führte. Wehe dem Armen, der eine zu volle Ladung genommen! Des Cabo's Auge sieht scharf, selbst während er ißt, und nicht umsonst hängt das Röhrchen am Knopfloche! Eins, zwei, drei sitzen im Nu dem Unverschämten auf dem Rücken, und hin ist bei Manchem die ganze Eßlust am Mittagsmahle, auf das er sich schon eine Stunde seit dem Einrücken vom Exerciren gefreut hat.

Sobald es mit dem dicken Reisbrei vorbei, wird der in Wasser gesottene Stockfisch, der unvermeidliche bacalao herumgereicht. Ein Schluck von der mäßig

salzigen Brühe ist jedem der tapferen Vaterlandsvertheidiger ad libitum noch vergönnt. Es ist der Nachtisch der öffentlichen Mahlzeit, wobei man sowohl ein Stück der spanischen Militärförmlichkeit, als die Genügsamkeit der Soldaten des europäischen Südens bewundern muß. Vier Quartos, etwa zwei Pence nach englischem Gelde, eine halbe Unze Tabak zum unentbehrlichen Papiercigarito, ein Pfund Maisbrod und etwa ein halbes Quartil Wein sind die übrigen täglichen Emolumente eines spanischen Soldaten und sind es von jeher gewesen, als Mexikos und Perus Goldadern noch in die königliche Schatzkammer flossen. Der Spanier bedarf nicht mehr. Er ist eben so genügsam als tapfer unter braven Anführern, an denen es zu keiner Zeit im altromantischen Lande gefehlt hat. Dies ist besonders im kleinen Kriege der Fall, in der Art von Kampf, wie ihn noch heute die Araber führen, von denen einem nicht geringen Theile der Spanier außer der heißen Vaterlandsliebe auch der Stolz und der Freiheitssinn bis auf unsere Tage geblieben ist.

Das Volksleben in Spanien ist noch dasselbe wie vor hundert Jahren. Gleichgültig, fast mit Verachtung blickt der Spanier auf die Zustände des Auslandes. Er liebt das Althergebrachte und deshalb haßt er die

Königin ebenso sehr wie eine allzu liberale Regierungsform. Beide scheinen ihm an Spaniens uralter Grandezza zu rütteln. Die Bewohner einzelner Provinzen hingen dem Prätendenten zumeist nur deshalb an, weil sie die Abschaffung des Salischen Gesetzes für etwas hielten, wodurch der uralte Glanz der Monarchie beeinträchtigt würde. Er liebt den Sonnenschein und — wenn es sein kann, die Ruhe, Stiergefechte, glänzende Aufzüge, Poesie, Musik und den Fandango, in welchem bezaubernden Tanze ihm der Poesie Höchstes enthalten ist. Er ist gewohnt, diese schönen Dinge als ihm vom Himmel bescheerte Erbgüter zu betrachten. Da sie ihm nun unter allen Königen ungeschmälert blieben, kann er kein Wohlgefallen an einem Frauenregiment finden, unter dem er bald auf das eine, bald auf das andere der seit Jahrhunderten treu bewahrten Güter verzichten soll. Das Volk, wie es ist, bedarf keines anderen! Weshalb soll es für solche kämpfen, die ihm bald von der Partei der Königin, bald von den noch vorhandenen Carlisten, bald von der ultraliberalen Partei als das Höchste der Zeit vorgespiegelt werden?

Der Mönch in Uniform.

Es war an einem prachtvollen Morgen, als ich, mit guten Geleitspapieren vom Gouverneur versehen, aus den Thoren von Alicante in die blühende Huerta hinauszog. Die Gegend war mir aus früherer Zeit wohlbekannt; deshalb vermißte ich jetzt im Weiterreiten manche Wasserleitung, manches Winzerhäuschen, manche herrliche Pflanzung, an deren Anblick ich mich vor Jahren, wenn ich des Weges zog, so oft erfreut hatte. Wohl aber deuteten Bruchstücke von Feldschanzen, verlassene, von Kugeln durchlöcherte Häuser, die zu einer fortification passagère gedient zu haben schienen, halbverbranntes Gebälk, verkohlte Baumstände und große Haufen von Thierskeleten auf die in diesen Gegenden in der letzten Zeit vorgegangenen traurigen Ereignisse. Der Bürgerkrieg hatte hier zum Beschluß mit allen seinen Schrecken gewüthet. Hier, wie überall im Süden von Spanien, wo die Bewohner am unverkennbarsten die Spuren der maurischen Abkunft an sich tragen, umfassen sie mit der ganzen Gluth ihres Herzens die Lehre, welche die Religion ihrer Vorfahren verdrängt

hat. Sie ist im heißen Sehnen, die damals bei ihnen eingetretene Gefühlsleere auszufüllen, zur Leidenschaft geworden, von deren gewaltigem Strome die ihnen früher inwohnenden edlen Gefühle hinweggerissen wurden. Nur so konnte es kommen, daß auch der Bürgerkrieg als ein Kampf für die santa fé betrachtet wurde, der um so verheerender wüthete, als dessen Opfer auf Veranlassung des fanatischen Bischofs von Orihuela mit großem Pomp unter die Heiligen versetzt wurden.

„Sepultura inglese, caballero! aqui yace un mylorde valiente!“ rief einer meiner Arrieros, dessen Haar fast ergraut war — als er bemerkte, wie ich an einem rohen Feldsteine anhielt, der aus einer kleinen von Buschwerk fast überwachsenen Vertiefung, nicht weit von dem seitwärts von der Hauptstraße nach St. Vincent abführenden Nebenwege, sein bemoostes Haupt erhob.

Ich nickte mit dem Kopfe und reichte dem greisen Spanier nicht ohne Bewegung die Hand. Der Stein deckte die Gebeine von Alfred Mackintosh, eines braven Schotten, der als Adjutant von General Maitland schwer verwundet auf dem Rückzuge von St. Vincent sein junges, hoffnungsvolles Leben hier beschloß. Er war der letzte Sprößling seines edlen Hauses. Kaum

vor einem Monate hatte er die Nachricht erhalten, daß ihm durch den Tod des älteren Bruders großes Vermögen und die Besitzungen des Vaters in der Nähe von Glasgow zugefallen waren. Der General bot ihm Urlaub an; indessen war er nicht zu bewegen, das Heer vor beendigtem Feldzuge zu verlassen. Der Herr von einer Million hatte nur diesen Stein zum Kopfkissen, als er verblutete. Schmerzlich lächelnd verlangte er in den letzten Augenblicken, daß wir denselben als Denkmal auf das Grab eines schottischen Häuptlings setzen möchten. Wir thaten es damals mit wehmüthigen Gefühlen. Nicht ohne Bewegung verließ ich das einfache Denkmal, das die Natur in den langen Jahren mütterlich liebreich mit ihren Blüthenranken umsponnen hatte.

Um neun Uhr hatten wir, drei Leguas von Alicante, Muchamiel erreicht, einen Flecken, der nur aus einer einzigen langen Straße und einer Querstraße besteht, deren Ende nordwestlich durch ein altes, umfangreiches, dem heiligen Franz von Assisi geweihtes Kloster begrenzt wird. Unter den freundlichen Häusern des netten Ortes erkannte ich ohne Mühe die beiden wieder, wo der Oberst und mein ehemaliger Escadronschef ihre Quartiere gehabt. Auf dem Balkon des großen Gebäudes

sah ich einen Greis, dessen ausdrucksvolle Züge mir nicht fremd erschienen. Dicht daneben, vor einem Häuschen, das sauber gemalt und mit Grasplätzen und Blumengesträuch umgeben war, in der Art, wie man es vor den niedlichen Cottages der Gentry in England sieht, spielten blühende Kinder unter der Aufsicht einer ältlichen, aber noch schönen Dame in Trauerkleidung. Sobald diese meine Sprache vernahm, stellte sie den Spitzenrahmen, mit dem sie beschäftigt war, zurück, winkte die Kinder herbei und rief dem jüngsten, einem prächtigen blondgelockten Buben zu: „mira chiro, esten caballeros germanesi o inglesi!“ Die äußere Erscheinung der Dame erregte nicht allein wegen ihrer feinen, regelmäßigen Züge, sondern auch wegen ihres Anzuges, der an die Moden der höheren Stände erinnerte, meine Aufmerksamkeit. Während des Frühstücks rief ich den Ventero heran, um Erkundigungen nach der mir auffallenden Dame einzuziehen.

„Pobrita“ — sagte der Wirth unter mitleidigem Achselzucken — „sie ist die Witwe eines englischen Officiers, der sie vor langen Jahren bei Anwesenheit der fremden Truppen, als sie fast noch ein Kind war, heirathete und sie mit in seine Heimath führte. Vor wenigen Jahren ist er gestorben, und da ist sie nun mit

ihren Kindern und einigem Vermögen wieder zu uns gekommen."

Die Liebe hatte die Spanierin an den ausländischen Mann gekettet. Freudig zog sie mit ihm nach dem rauhen Norden. Als aber der Tod die heiligen Bande gelöst hatte, da waren weder der englische Comfort, noch die einfachen, wenn auch immer grünen Matten der Insel im Stande, die Tochter des glühenden, blühenden, duftreichen Südens länger zu fesseln. Sie machte ihr kleines Grundstück bei Maidstone zu Gelde und kehrte in das theure Vaterland zurück, dessen Blüthenhaine und Madrigale sie nicht vergessen hatte. Die lange Entfernung aus Spaniens äußerstem Süden, sowie der Aufenthalt in der weichen gemäßigten Luft von England, hatten für die Witwe meines Kriegskameraden die gute Folge gehabt, daß sie noch ganz frisch, fast jugendlich aussah, während die Freundinnen ihrer Jugend wie ehrwürdige Großmütter um sie herumschlichen.

Bei aller Mühe, die ich mir gab, einen Bekannten aus der früheren Zeit ausfindig zu machen, blieb mein Forschen lange vergebens. Der alte Señor, den ich gleich bei meiner Ankunft der Venta gegenüber auf dem Balkon erblickt hatte, war der Bruder des früheren

Hausbesitzers, der als ein eifriger Anhänger des Prätendenten auf dem Schlachtfelde, ich glaube sogar während eines Straßenkampfes in Alicante, in letzter Zeit erst gefallen war. Im Gespräche mit dem Hidalgo, der die Aufmerksamkeit hatte, mich mit einer Tasse vortrefflicher Chocolade zu bewirthen, machte ich indessen eine Entdeckung, welche mich für mein bisheriges fruchtloses Forschen vollkommen entschädigte.

Fra Antonio, einer der mir werthesten Bekannten aus früherer Zeit, war noch am Leben und bei voller Gesundheit. Er hatte als Mönch des vorhin erwähnten ehemaligen Franciscanerklosters während unserer ersten Anwesenheit in Spanien seine Wohnung in demselben Hause genommen, in dem ich mein Quartier angewiesen erhielt, weil das Kloster im Verlaufe des Krieges bald als Kaserne, bald als Festung dienen mußte, worin sich das eine Mal die Franzosen, dann wiederum Spanier und Engländer bis zum letzten Mann vertheidigten. Nach dem Kriege war es Don Antonio wegen der dem Vaterlande geleisteten wichtigen Dienste gestattet, sich nach freier Wahl der Räume seine Wohnung im Kloster einzurichten, während die übrigen noch lebenden Ordensbrüder davon ausgeschlossen blieben.

Ich beurlaubte mich bei Don Felipe d'Aguilar, so schnell es der Anstand gestattete, um mich nach dem Kloster am entgegengesetzten Ende des Fleckens zu begeben.

Ein hoher Mann, dessen vor der Zeit ergrautes Haar wie die Furchen auf der Stirn tief in das Leben einschneidende Erfahrungen verkündigten, gekleidet in einen Morgenrock, der einem Militärmantel ähnlicher war als einem Civilrocke, erhob sich bei meinem unangemeldeten Eintritt in die hohe, geräumige Zelle von einem Tische, der mit Büchern, Zeitungen und mit einer Landkarte von der Halbinsel bedeckt war. Ueber dem einfachen Bette hingen ein Paar Reiterpistolen, an dessen Kopfende ein Pallasch, dessen vergoldetem Gefäße mit dem N. und der Krone man es ansah, daß er einst einem französischen Dragonerofficier angehört hatte. Von Bildern war in dem saubern, freundlichen Gemache nur eins zu sehen, ein ausgezeichneter Christuskopf von Murillo's Meisterhand, von einigen frischen Palmenzweigen eingerahmt, zwischen denen kaum bemerkbar ein weibliches Miniaturbild befestigt war. Ich erkannte den kühnen Mann an einzelnen seiner scharfen Gesichtszüge, mehr aber noch an der raschen Bewegung wieder, mit der er mir, dem unerwarteten

Gaste, gegenüber trat und nach meinem Begehr fragte. Er that dies in französischer Sprache. Da er jedoch aus der spanisch gegebenen Antwort ersehen mochte, daß meine Kenntniß der Landessprache noch eben ausreichte, um die Unterhaltung zu führen, ging er gleich zu dieser über. So wie er jedoch bald nach den ersten Begrüßungen, die ihm etwas sehr steif erscheinen mochten, ein Stück von einem Engländer, wenigstens einen Nordländer in mir vermuthen mochte, da funkelten Antonio's Augen, so wie ich sie oft in der frühern Zeit im Feuer der Jugend und des kriegerischen Muthes hatte erglänzen sehen. Seine Gestalt schien sich höher aufzurichten bei jedem Worte, welches das Andenken an Spaniens ruhmvollste Zeit in seiner großen Seele erneuerte, die so wenig wie sein äußeres Leben durch die Zeit geschwächt schien.

Als ich ihm endlich nach gehöriger Entschuldigung über meine Zudringlichkeit eröffnete, daß ich ein Mann von dem Reiterregimente sei, welches unter der spanischen Benennung il regimento de la muerte monatelang theils in Muchamiel, theils in St. Vincent cantonnirt hatte, als ich zuletzt auch meinen Namen nannte, den er sich aufgeschrieben, als wir damals von einander schieden: da schloß mich der Spanier unter einem Freu-

denrufe in die Arme, und eine Thräne, die, vom Expriester vielleicht selbst unbemerkt, seinem glühenden Auge entquoll, tropfte langsam nieder in den schönen dunklen Knebelbart, zu dem das weiße Haupthaar einen grellen, aber nicht unschönen Gegensatz bildete.

„O, Señor! damals, ja damals," rief Antonio — „glaubten wir dereinst eine andere, eine bessere Zeit zu sehen, als die, welche über uns in Spanien gekommen ist. Erkennt Ihr die Menschen wieder in Spanien mit ihrem jetzigen Glauben? Sagt immer die Wahrheit! Keine Spur von dem, was er früher gewesen, erkennt Ihr in irgend einem von Allen. Damals, als Ihr mit uns kämpftet, da war das ganze Volk eine einzige Verbrüderung todverachtender Helden. Für alle gab es nur einen Gott, einen König und ein Vaterland! Jetzt ist das Vaterland eine große Wüste, eine schaurige Wildniß geworden, in der die Menschen Jagd auf einander machen wie die wilden Thiere. Für Viele gibt es keinen Gott mehr, keinen König, kein Vaterland! — O, Fernando!" rief er dann aus, indem er die Zähne krampfhaft auf einander biß, unter jenem in Spanien wohlbekannten Kehllaute, der Alles, nur keine Liebe bedeutet.

„Doch lassen wir das," — fuhr er schnell gesammelt

fort — „Seufzer und Klagen helfen hier nicht, es will gehandelt sein! Aber hier“ — dabei deutete er auf sein Herz — „hat es, seitdem Ihr uns verlassen, manchen schweren Kampf gekostet. Don Fernando“ — so schloß er seine Rede — „Donna Christina, Don Carlos, alle Drei waren keine Regenten für das kaum wiedergeborene, so hart geprüfte Reich.“ —

Als Antonio noch Priester war, hatte ich, im Alter ihm ziemlich gleich, oft und gern mit ihm verkehrt; er war ein eben so gebildeter als bis zur Verwegenheit tapferer, dabei ein sehr schöner Mann. In der hohen, stolzen Gestalt, in den schön geformten Zügen war nichts von der erheuchelten Demuth, von dem düstern, schwärmerischen Wesen zu sehen, wodurch sich die meisten seiner Ordensbrüder, die fast alle niederen Herkommens waren, so auffallend bemerklich machten. Der junge Priester war einem edlen Hause in Segovia entsprossen und hatte, als er die Hochschulen des Königreiches nach einander besucht, wohl an nichts weniger gedacht, als am Ende seiner weltlichen Studien noch ein Jünger des heiligen Franciscus werden zu müssen. Aber die Liebe, die unter den jungen Männern aller civilisirten Länder so manches nachhaltende Unheil gestiftet, so manche schön begonnene Laufbahn gestört, machte auch

in den Plänen des heiteren Studenten einen unerwarteten Querstrich.

Don Antonio de Fuentes d'Onor lernte kurz vor seinem Abgange von Sevilla die Gemahlin eines Granden kennen, die in kurzer Zeit viel größere Vorzüge in ihm entdeckte, als die, welche sie seit Jahren nicht ohne Mühe bei ihrem alten Eheherrn gefunden. Sie liebten einander heiß und schwuren der gegenseitigen Treue heilige Eide. Sie sahen sich nur in der Kirche; die Sprache ihrer Herzen besorgte die treue Dienerin durch Blumen und zärtliche Schreiben, und so blieb das schöne Verhältniß eine geraume Zeit allen Augen verborgen bis zu einem Abend vor dem Tage, der zur Abreise des alten Herrn nach Madrid bestimmt war, wo sich die Cortes zum ersten Male, seitdem die Hauptstadt auf kurze Zeit vom Feinde befreit war, versammeln sollten.

Arabella, die achtzehnjährige glühende Frau, konnte die Zeit nicht abwarten. In ihrer Sehnsucht, den Geliebten zu sehen, im Drange ihres Herzens, ihm für die bevorstehende schöne Zeit die nöthigen Anweisungen persönlich zu geben, dachte sie so wenig an die Möglichkeit einer Entdeckung, daß sie Manuela, der treuen Dienerin, trotz der von dieser gemachten Gegenvorstellungen den gemessenen Auftrag ertheilte, Don Antonio auf we-

nige Minuten an die von der Straße abwärts gekehrte Seite des Palastes zu bestellen, wo über einem duftenden Blüthengehege der Balkon schwebte, der mit Arabella's Zimmern in Verbindung stand.

Mitternacht, die zum Rendezvous bestimmte Stunde war herangekommen. Aengstlich lauschend hatte Arabella dem letzten der auf den Thürmen sich dumpf wiederholenden Schläge gehorcht, als sie auf den Balkon hinaustrat, wo sie im nächsten Augenblick die süße Stimme des Geliebten zu vernehmen hoffte. Die Nacht war eine der dunkeln, wie sie während des hohen Sommers dem tiefen Süden eigen sind. Wohl funkelten zahllose Sterne am tiefblauen Himmel, aber ihr Glanz reichte nicht hin, die Gegenstände auf der Erde deutlich erkennen zu lassen. Jetzt glaubte Arabella Schritte aus der Ferne zu vernehmen, die hastig näher kamen. In unaussprechlicher Angst, bebend am ganzen Körper, ohne zu wissen, was sie that, erhob sie den schweren silbernen Armleuchter von einem nahen Tische, um, wenn auch nur für einen Augenblick, in die Nacht hinauszuleuchten, als — durch die dem Balkon entgegengesetzte Thür ihr Gemahl im vollen Reiseanzug, um Abschied zu nehmen, ins Zimmer trat, da er nach seinem Vorgeben, um die Tageshitze zu vermeiden, sich plötzlich entschlossen hatte,

schon in der nächsten Stunde die Reise nach Madrid anzutreten. Sprachlos hörte Arabella die Worte ihres Gatten, als unten leise ihr Name gerufen wurde.

„Antonio!“ hauchte es über die Lippen der erbleichten Frau, dann entsank ihrer Hand der schwere Leuchter, und als gleich darauf zum andern Male leise ihr Name unter dem Balkon ertönte, da brach Arabella gleich einer geknickten Lilie zusammen; ohnmächtig sank sie zu den Füßen ihres Gatten, der kaum im Stande war, sie vor einem schweren Falle zu bewahren.

Don Isidoro Alonide de Villa Flor reiste nicht nach Madrid. Ein Zweikampf war die Folge des entdeckten zärtlichen Verhältnisses, und des Kampfes Folge war der Tod von Don Isidoro. Arabella fand vorläufig eine Zuflucht in einem Kloster zu Sevilla, wo sie später Gelegenheit fand, den Geliebten von den Vorgängen des verhängnißvollen Abends in Kenntniß zu setzen. Den unglücklichen Antonio verfolgte die mächtige Familie des Getödteten mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln. Nachdem er sich lange vergebens in dieser zarten Angelegenheit um einen Vertheidiger bei der Regierung bemüht hatte, schlug er den Ausweg der damaligen Zeiten ein: er suchte und fand Schutz gegen die Gesetze im Kloster der Franciscaner zu Muchamiel,

nachdem er durch lange Pönitenzen vor der katholischen Welt sein Verbrechen gebüßt hatte.

Wäre nicht der Tod seines Gegners im Zweikampfe erfolgt, so würde das zarte Verhältniß in kurzer Zeit in Vergessenheit gekommen sein. Dolch und Gift hatten längst aufgehört, bei solchen Vorkommnissen in hohen Familien den beleidigten Ehegatten zu Werkzeugen der Rache zu dienen. Mit Don Manuel Godoy, dem nachherigen principe de la paz, waren andere Gebräuche in den höheren Kreisen zur Mode gewotden, in die man sich bald hinein fand, sowie sie bequemer waren, und so sind sie denn auch heimisch geworden, wie in Paris, so in Madrid und in allen Hauptstädten, wo man zu leben versteht.

So erzählte mir Don Antonio de Fuentes d'Onor, als wir im Freiheitskriege zuerst mit einander bekannt wurden.

Während der eben so kühne als schöne Priester in damaliger Zeit dann und wann noch da, wo es fehlte, in einer Kirche die Messe las, einem Kranken ärztlichen Beistand oder einem Sterbenden die Sacramente reichte, zog er noch öfters an der Spitze seiner tapferen Guerilla in die Berge hinaus. Bald geschah es aus eigenem Antriebe, bald auf Befehl des Chefs, unter dessen Be-

fehlen sein Freicorps stand, um den Feind zu recognosciren oder ihm einen Hinterhalt zu legen, wenn er schon im Anrücken begriffen war. In Folge seiner fortgesetzten Studien war er einer der besten Terrainkenner in der Armee. Er kannte jeden Engpaß von Biar bis in die Sierra Morena, jeden Waldstrom, jede Fiumara*), alle Brücken und Stege, und wo ein Adler oder ein Wolf zu fußen vermochte, da fand Antonio im Nothfalle eine schützende Retirade.

Schon bei der ersten Landung eines englischen Truppencorps bei Denia hatte er diesem wichtige Dienste geleistet, indem er mit seinen Bergjägern den Rückzug durch das Gebirge bis zur Küste deckte, als die Expedition wegen ihrer numerischen Schwäche mißglückte. Im höchsten Glanze seines Ruhmes strahlte der junge Priester zu unserer Zeit, wo er das Talent als Anführer einer zahlreichen Guerilla so glänzend entfaltete, daß der Commandirende des englischen Heeres im Südosten von Spanien es nicht verschmähte, Don Antonio zu seinen Berathungen zu ziehen.

Am besten gefiel es mir an dem damals noch jungen

*) Das im Sommer trockene Bett eines im Winter überfüllten Waldstroms.

Helden, daß er stets in Uniform erschien, wenn er in seiner Eigenschaft als Vaterlandsvertheidiger auszog. Kein Blut, auch nicht Feindesblut, hat jemals das heilige Priestergewand an ihm befleckt. Wenn er zu Fuß kämpfte, trug er die einfache, bequeme und höchst malerische Uniform seiner Somatenes*). Die braune Jacke mit den feinen, durchbrochenen Silberknöpfen, die rothseidene Schärpe, in der zwei reich ausgelegte Pistolen ihren Platz hatten, und wodurch die feine Taille des schönen Mannes noch mehr gehoben wurde, lederne Gamaschen und die rothe phrygische Mütze standen ihm unvergleichlich schön, so daß das Auge mancher seiner schönen valencianischen Landsmänninnen oft länger auf der schönen Gestalt des kriegerischen Priesters verweilte, als für ihre innere Ruhe gut war.

Zu Pferd erschien Don Antonio seltener, und wenn es geschah, nicht anders als in der phantastischen Equipirung der Landsturmsreiterei. Das Hauptstück dieser Uhlanenuniform war ein brauner Dollman, mit vielen Schnüren und Knöpfen besetzt; den Kopf zierte ein blanker Helm, der lange Toledo, das wohlbekannte spanische Rappier, hing an der linken Seite, während die

---

*) Gebirgsjäger.

Lanze mit dem gelbrothen Fähnchen wie ein leichtes Spielwerk eben so behende als erfolgreich von dem kräftigen Arm geschwungen wurde.

Die feindlichen Gefangenen, von denen Don Antonio mehr einbrachte als andere Guerillaführer, die sie häufig auf der Stelle erschießen ließen, wenn sie dieselben nicht etwa aus specieller Rache für noch größere Qualen eine Zeit lang aufsparten — behandelte unser Freund zwar streng, aber menschlich, und er trug dadurch besondere Sorge für ihr Leben, daß er sie, wenn irgend möglich, an die britischen Vorposten ablieferte, wodurch sie den Gefangenen-Depôts zu Majorca oder dem Elende auf der Felseninsel Cabrera entgingen, wo Hunderte des entsetzlichsten Hungertodes sterbend zuletzt noch von den Ratten verzehrt wurden.

Wenn ich in jener Zeit den mir sehr lieb gewordenen Priester vielleicht öfter, als dem Vielbeschäftigten lieb war, besuchte, war es nichts Seltenes, daß man auf dem Tische Pulverhorn, Kugelform und Patronen neben den heiligen Gefäßen erblickte, mit denen er kürzlich von einem Sterbenden zurückgekommen war, oder in der Nähe des Stuhles, auf dem er das Meßgewand abgelegt, irgend ein bestaubtes Uniformstück oder eine Waffe,

an der noch das Blut von einem Feinde sichtbar war, den er auf einem der letzten Streifzüge erlegt hatte.

Wäre die Mehrzahl der Priester, unter deren Kreuzbanner sich damals fortwährend Tausende zur Vertheidigung des Vaterlandes auf die Schlachtfelder begaben, gleich helldenkende Köpfe, so wenig Fanatiker als der wackere Antonio gewesen, der einer der eifrigsten Anhänger der Cortes geworden war, dann wäre auch Spanien nach Beendigung des Freiheitskrieges nie wieder der Schauplatz von Gräuelthaten geworden, die seine Regenten und Prätendenten zusammt ihren Rathgebern und Helfershelfern mit ewiger Schande in den Annalen der Weltgeschichte brandmarken.

Fra Antonio hatte aus Vorliebe für das edle Waffenhandwerk, mit Bewilligung seiner Obern und in Perpignan vom Papste eingeholtem Dispens, dem geistlichen Stande entsagt. Der König, der bei seiner Rückkehr auf ihn aufmerksam gemacht wurde, vertraute ihm sogar nach seinem Einzuge in Valencia eine Compagnie der neu errichteten Wallonengarde an. Indessen legte der Expriester, mißvergnügt über die Wendung der Dinge, schon nach zwei Jahren den ehrenvollen Posten nieder. Im Jahre 1823 diente er jedoch unter Saarsfield als Major in Catalonien gegen die eindringenden

Franzosen. Als dieser mit dem Marschall Monony zu unterhandeln anfing, bediente er sich Don Antonio's de Fuentes als Parlamentär. Kaum hatte er jedoch bemerkt, daß es sich darum handelte, die Sache der Constitutionellen zu verlassen, als er seinen Abschied nahm, um mit Lebensgefahr an das entgegengesetzte Ende von Spanien zu Quiroga zu eilen, der sein Hauptquartier zu Corunna hatte, wo er durch den Rath des freiheitsbegeisterten Generals Wilson unterstützt wurde. Als der edle Brite, der sich in der Hoffnung nach Spanien begeben hatte, daß seine Regierung kräftig intercediren würde, sobald die Franzosen die Pyrenäen überschritten, sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, als auch der Herzog von Wellington, der sich den Lorbeer auf spanischem Boden im Kampf für die Freiheit errungen, als Präsident des Ministerrathes es für gut fand, der constitutionellen Regierung in Cadix fast drohend anzudeuten, daß sie sich zu fügen habe — rieth er seinem Freunde Quiroga, in Besorgniß um dessen Leben, die Amnestie von Andujar zu benutzen. Jetzt begab sich Don Antonio de Fuentes, den Ausgang des Trauerspieles ahnend, in seine klösterliche Einsamkeit zurück, ohne ferner in der nächsten Zeit an den politischen Angelegenheiten Theil zu nehmen oder den wiederholten Einladungen, in den

Schooß seiner Familie zurückzukehren, Folge zu geben. — Es gefiel ihm, eben da zu weilen, wo er seinen Träumen über Spaniens Zukunft ungestört nachhängen konnte.

Als Anhänger eines neuen freien Regierungssystems hatte er noch einmal den Degen gegen Don Carlos gezogen. „Aber,“ sagte er mit Achselzucken, — „ich bin kein Mann von den sogenannten Conservativen, Señor! Hier in Spanien ist wenig vom Alten beizubehalten! Mir, wie tausend Anderen, kann die Regierung einer schwachen Frau, die gleich ihrer Mutter ihr Leben in entwürdigenden Liebeständeleien verträumt, so wenig gefallen, als die Edicte, die von dem bornirten Rathe des schwachsinnigen Prätendenten aus Elisondo erlassen wurden, die, lächerlich zu sagen, in Ermangelung von etwas Besserem, nur von den Strafen des Himmels redeten, statt den Truppen den rückständigen Sold zu bezahlen. Das Licht, das Spanien dereinst erleuchten und erwärmen soll, muß spanischen Ursprungs sein! Der künftige Regent muß ein Mann sein, den Weltschicksale von den Schlacken gereinigt haben, die den Nachkommen aus dem Geschlechte der Bourbonen ohne Unterschied ankleben! Er muß kein altspanischer König aus despotischer Machtvollkommenheit sein, wie Philipp II.; er muß Regent sein wollen mit dem festen

Willen, durch Weisheit und Gerechtigkeit, durch Nachsicht und Liebe die streitenden Parteien zu versöhnen und so das edle spanische Volk der Kulturstufe zuzuführen, die ihm schon vor einem Jahrhundert gebührt hätte."

„Wo aber werden die Guten im Lande, die wahrhaft Erleuchteten, zu denen Sie, mein theurer Antonio, vor allen Anderen gehören, den Messias, den Erlöser von allem Bösen hernehmen?" sagte ich lächelnd, meine Hand auf seine Schultern legend, während ich, von ihm begleitet, die zur äußern Pforte führenden Kreuzgänge entlang schritt, deren hohe Fenster bis auf einige wenige vermauert und noch fortwährend mit Schießöffnungen versehen waren.

„Ich verzeihe Ihnen diese Frage, werther alter Kamerad, ich habe sie sogar erwartet," entgegnete der edle Spanier mit hohem Ernst — „hören Sie meine Antwort darauf: es leben noch viele alte Geschlechter in Spanien, die königlichen Ursprunges sind, wenn gleich keine Nachkommen der Capets, keine Bourbonen. Der Thron, auf dem ihre Väter saßen, ist wohl älter als irgend einer der gegenwärtigen Throne in Europa; ihr Stammregister steigt bis zu den Ptolemäern hinauf. Die Natur der Spanier hat gleichen Ursprung mit ihnen; die Bewohner einiger nördlichen Provinzen, wo die

Gothen sich zuerst festsetzten, mögen davon ausgenommen sein. Das stolze, heiße Blut im Süden, wird nie seine orientalische Abstammung verleugnen! Von den Nachkommen der Albuquerque, der Zuasnavar, der Muriel, der Alcayde und von vielen anderen der altmaurischen Geschlechter grünen noch kräftige Zweige. Von ihnen muß Einer dermaleinst Spaniens Herrscher werden!"

Ich stand einige Zeit überrascht und blickte dem Sprecher voll Verwunderung in das glänzende Auge. Bewegt drückte ich ihm die Hand, als wir das Ende des langen Ganges erreicht hatten, an dessen hohen Gewölben das Echo die Namen im leisen Nachklange wiederholte, die Don Antonio so eben mit seiner kräftigen Stimme ausgesprochen hatte.

„Vayan Ust, con Dios," rief hier der patriotische Kämpfer, „auf dieser Welt werden wir uns schwerlich wiedersehen, um uns gemeinschaftlich der Erfüllung meiner glühendsten Hoffnung zu erfreuen," bei diesen Worten wurden seine Augen feucht; nochmals wiederholte er mit bewegter Stimme: „Vayan con Dios!" Dies waren seine letzten Worte, dann entließ mich der ritterliche Mann, und schwer athmete ich auf, als

ich hinaus auf den weiten freien Platz vor dem Kloster trat.

Also noch eine Partei, dachte ich, indem ich mir das Kloster und seine Umgebung noch einmal betrachtete, — eine Partei, von der man im übrigen Europa bisher schwerlich eine Ahnung gehabt — die, welche Herstellung des alten Abyssidenreiches für eine Möglichkeit hält! Warum jedoch nicht, nachdem sich die Begriffe in Spanien über die zu erwählende Regierungsform durchgehends verwirrt haben? Jedenfalls gefiel mir die Idee; sie war eines Ritters würdig aus Spaniens glänzendster Zeit! —

Als ich die Venta wieder erreicht hatte, standen die Thiere bereits wieder gepackt, mein eigenes Maulthier frisch geputzt und aufgezäumt. Die Arrieros hatten meiner Rückkehr bereits seit einer Stunde entgegengesehen. Nachdem ich dem freundlichen Wirthe die sehr billige Zeche bezahlt hatte, setzten wir uns in der frühern Ordnung in Bewegung.

Im Vorüberziehen am Hause der englischen Witwe — wie sie allgemein in Muchamiel genannt wurde — erblickte ich sie an der Einfriedigung ihrer kleinen Villa. Da sie mich in englischer Sprache freundlich begrüßte, konnte eine kurze Unterredung nicht vermieden werden;

es würde sogar ein Verstoß gegen die Höflichkeit gewesen sein, wenn ich nicht trotz der über den Verzug etwas scheel sehenden Treiber noch für einen Augenblick von meiner Coronella abgestiegen wäre. Ich erfuhr nun von Mstrs. Graham, daß ihr Gemahl, zuletzt Capitain auf halbem Sold, Lieutenant im tapferen 27. Regiment gewesen sei, als sie ihn kennen gelernt, und daß sie sehr glücklich mit ihm in einer zwanzigjährigen Ehe gelebt hätte. Sie trug mir für den Fall, daß ich einmal wieder nach England kommen sollte, herzliche Grüße an den Bruder ihres Mannes auf, der als Gentlemanfarmer in der Nähe von Maidstone lebte, und an einige Freundinnen, an die sie das Andenken nicht verlassen hatte. Als wir schieden, glänzte eine Thräne im schönen Auge der Witwe, und ich war geneigt zu glauben, daß sie Englands Vorzüge erst dann erkannt hatte, als sie die letzten Jahre in der Nähe der unduldsamen Stadt Alicante unter den sich dort stets erneuernden Parteikämpfen verlebt hatte.

Der römische Hof und die italienische Revolution.

Während der in Italien seit dem Jahre 1814 stattgefundenen politischen Bewegungen scheiterte der österreichische Einfluß fortwährend an den Grenzen des Kirchenstaates. Es gab dort weder Reformen noch Zugeständnisse. Die päpstliche Regierung war das Ideal der Reaction, und aus diesem Gesichtspunkte muß man auch die italienische politische Bewegung verfolgen, wie sie im Jahre 1814 ihren Anfang nahm und zu neuen, stets bedeutender werdenden Wiederholungen durch die Julirevolution Veranlassung giebt.

Der Papst hatte 1814 von der französischen Gesetzgebung außer dem Steuersystem nichts beibehalten. Letzteres aber hatte er bis zu 70 Procent erhöht in Kraft bestehen lassen. Dennoch standen ihm, um die Revolution zu bekämpfen, die gewöhnlichen Mittel des Absolutismus nicht zu Gebot. Wie war es möglich, die Wohlfahrt eines Landes sicherzustellen, wo alle Einrichtungen Monopole der Geistlichkeit waren? Konnte man erwarten, daß Soldaten, welche unfähig waren, die Räuber zu zügeln, erfolgreich den Aufstand bekämpfen würden? So wandte sich der

Papst in Ermangelung anderer Hülfsmittel an die Ultras der Gläubigen, an die Fanatiker, an die Mitglieder der katholischen Associationen und der antinapoleonischen theokratischen Verbindungen; mit einem Worte: er stellte dem Carbonarismus den Sanfedismus entgegen.

Die Secte des Sanfedismus hatte sich schon längst der Hoffnung hingegeben, die weltliche Herrschaft der Kirche über ganz Italien und den wahren Glauben über die ganze Welt zu verbreiten. Anfänglich bestand der Bund hauptsächlich nur aus der höheren Aristokratie. Seine Mitglieder waren Cardinäle, Bischöfe, Gesandte einzelner italienischer Staaten, insonderheit Jesuiten und Inquisitoren. Diese Verbindung, welche während der Regierung Napoleon's in engster Beziehung zu den Carbonari stand, machte im Jahre 1815 Front gegen die liberale Partei, und 1821 öffnete sie ihre Reihen den Mittelklassen des Volkes, um diese gegen die Carbonari und Bonapartisten aufzuregen. Dadurch wurden die geheimen Verbindungen über alle Städte der Romagna verbreitet. Die Sanfedisten versammelten sich in den Häusern der Ultras, der Rechtgläubigen und bei der Geistlichkeit; die Carbonari in den Wohnungen der Adeligen, der Grundbesitzer und der Kaufleute. Pius VII.

starb, nachdem er zahllose Bannstrahlen gegen die Anhänger Napoleon's und der Carbonari geschleudert hatte, mit der traurigen Genugthuung, jede Vorbereitung für den Ausbruch des Bürgerkrieges getroffen zu haben.

Leo XII. (1823) trieb die Reaction noch weiter, indem er Reformator wurde. Während seiner Regierung wurde die lateinische als die Sprache der Gerichtsverhandlungen, der öffentlichen Behörden und der Schulen eingeführt, ohne die dagegen erhobenen vernünftigen Einwürfe zu beachten. In ängstlicher Besorgniß für die Sicherheit der Räuber, gab er vielen Kirchen das Recht, ihnen ein Asyl zu gewähren, zurück. Die Juden wurden durch fortwährende Verfolgung veranlaßt, das Land zu räumen. Der Handel wurde durch Auflagen gänzlich zerstört. Ueberall wurde geistlicher und Feudaldruck schwer gefühlt. In dem Maße als die Sanfedisten übermüthiger wurden in Folge der ihnen bewiesenen so warmen Ermuthigung, stieg die Aufregung der liberalen Partei. Zahlreiche Pilgrime der katholischen Verbrüderungen wallfahrteten nach Rom, um ihre Ehrfurcht zu beweisen; aber auch die Carbonari schickten ihre weißen Pilgrime dahin. Sie hatten ihre Apostel, um ihre „Evangelien des Paulus an die Römer" zu verbreiten. Bald brach in den vier

Legationen zwischen den Sanfedisten und den Carbonari der Kampf aus. In Frosinone herrschte vollständige Anarchie in Folge der anwesenden Räuber, welche sich auf Seite des Pöbels gestellt hatten. In Rom wurde das Leben des Papstes durch eine Verschwörung bedroht. Leo XII. stellte die Hinrichtung Montanini's, die ebenso thörichten als zwecklosen Grausamkeiten des Cardinals Palotta zu Frosinone und die Erlasse des Cardinals Rivarola, welcher als Dictator in den vier Legationen herrschte, der Revolution entgegen.

Die Regierung Rivarola's in der Romagna verdient insofern einige Aufmerksamkeit, als sie in der Geschichte des Landes eine neue Aera bezeichnete. Die Carbonari und Sanfedisten der unteren Volksklassen in Faenza, welche, um den gegen einander gehegten Haß zu bezeichnen, den Namen Hunde und Katzen angenommen hatten, kämpften jeden Abend, mit ihren Messern bewaffnet, in den Straßen. Mord war an der Tagesordnung. Cardinal Rivarola fing damit an, den Einwohnern unter Androhung von siebenjähriger Galeerenstrafe zu verbieten, ohne brennende Laterne des Nachts auf der Straße zu erscheinen. Ein Windstoß war somit hinreichend, auch den friedlichen Bürger der Gewalt der Polizei zu überliefern. In ihrer Liebe zu den Katzen

richtete die Polizei von Faenza ihren ganzen Zorn gegen die Hunde, aber die Kämpfe hörten nicht auf. Endlich verfiel der Cardinal auf die Idee, die feindlichen Parteien durch Zwischenheirathen mit einander zu verschmelzen. Er setzte für zwanzig Paare Mitgiften fest und feierte die Vermählung zwischen Hunden und Katzen mit der größten Feierlichkeit. Aber schon nach kurzer Zeit war das Heirathsgut vergeudet; nach einer wohlgeordneten Schlacht trennten sich die zwanzig Paare wieder, ergrimmter auf einander, als vor ihrer Vereinigung der Fall war. In Ravenna endete die Sache noch unglücklicher. Im Juli 1825 erließ der Cardinal Rivarola eine Proclamation, in welcher er auseinandersetzte, daß die Stadt nun schon seit Jahren durch Factionen gespalten sei. Um Frieden zu stiften, verurtheilte er mit einem Schlage sämmtliche dort lebende Carbonari, dreißig Edelleute, hundertsechsundfunfzig Grundbesitzer und Kaufleute, zwei Priester, vierundsiebenzig öffentliche Beamte, achtunddreißig Militärpersonen, zweiundsechzig Aerzte, Advocaten, Künstler, nebst zweihundertsechsundvierzig Handwerkern aller Art, im Ganzen fünfhundertundacht Personen. Von diesen wurden zwei hingerichtet; einige hundert auf die Galeere geschickt und die Uebrigen unter die schärfste Polizeiaufsicht gestellt. Unter

den Verpflichtungen, welche den Letzteren auferlegt wurden, waren nachstehende: „Monatlich der Polizei ein von einem angestellten Beichtiger unterzeichnetes Beichtzeugniß einzureichen und jährlich einmal das Abendmahl zu nehmen nach vorhergegangener dreitägiger Abgeschlossenheit an einem von dem Bischofe zu bestimmenden Platze, — alles dieses bei Strafe von drei Jahren Zwangsarbeit.“ Erst nach diesem strengen Verfahren wurde eine Amnestie vom Cardinal erlassen.

Was von dieser Amnestie und von dem väterlichen Herzen Leo's XII. zu halten war, ist am deutlichsten aus dem Wortlaut derselben zu entnehmen: Verzeihung wurde allen denjenigen Carbonaris gewährt, welche noch nicht als solche notirt, d. h. welche noch nicht als solche erkannt waren. Ausgenommen davon waren die Verdächtigen oder alle solche, von denen sich später herausstellen dürfte, daß sie irgend eine Autorität oder einen Einfluß auf die Partei geübt oder die Urheber von ihnen begangener Handlungen gewesen; ferner alle diejenigen, welche als bekannte oder nichtbekannte Theilnehmer der stattgefundenen Bewegungen in eine der noch in Pesaro oder Rom schwebenden gerichtlichen Untersuchungen verwickelt waren. Um für die Zukunft den Frieden zu sichern und in Gemäßheit der von

Sr. Heiligkeit dem Cardinal allergnädigst ertheilten Vollmacht — so lautete der Schluß.

In demselben Amnestiemanifeste verhängt der Cardinal die Todesstrafe über alle Anführer und solche, welche mit einem Amte in den geheimen Verbindungen bekleidet waren, und siebenjährige Galeerenstrafe über alle Liberale, die des Verbrechens der Verheimlichung überwiesen würden. Endlich ermahnt er die Behörden zu unerbittlicher Strenge, indem er ihnen nach einfacher Constatirung der Thatsache das Recht der Verurtheilung per inquisitionem verleiht. So wurde im Wege der Ordnung und zugleich als glänzender Beweis von Gnade die Polizeibehörde ermächtigt, ohne vorhergegangenes gesetzliches Verfahren Hinrichtungsbefehle zu unterzeichnen und die vier Legationen vollends unter die Zucht einer Schreckensregierung versetzt.

Es ist nicht schwer zu begreifen, daß das Leben des Cardinals in einem politisch so furchtbar aufgeregten Lande nicht sicher war. Im Jahre 1828 verwundete ein gegen ihn abgefeuerter Pistolenschuß den neben ihm im Wagen sitzenden Priester. Von diesem Augenblicke an kannte der Zorn Rivarola's keine Grenzen mehr. Die Verhaftungen mehrten sich dermaßen, daß Klöster und geräumige Paläste zu Aufnahme der Gefangenen

eingerichtet werden mußten. Alle des Carbonarismus verdächtigen Personen wurden ergriffen, mit Ketten belastet und von jeder Verbindung mit der Welt ausgeschlossen. Fünf Individuen wurden an einem Tage gehängt. Ein gleiches Gefühl von Schrecken ergriff die Unschuldigen wie die Schuldigen, und die Einwohner wanderten aus, um sich der Herrschaft Rivarola's zu entziehen.

Pius VIII. entfaltete noch weniger politische Erfahrung als Leo XII. Er begann die Regierung, wie seine Vorgänger, mit Reformen. Der von ihm erlassene neue Zolltarif erwies sich in der Ausführung so verderblich, daß die Cardinäle sich denselben zu veröffentlichen weigerten. Se. Heiligkeit beraubte den Hafen Ancona seiner Freiheiten; jedoch erregte dieser Erlaß so allgemeine Unzufriedenheit, daß er drei Tage später widerrufen werden mußte. Schon nahte die Aera von 1830 heran und die päpstliche Regierung hatte zur Vermeidung eines allgemeinen Aufstandes oder zu ihrer Kräftigung noch nichts gethan. Wohl aber forderte der zur Niederhaltung des Liberalismus constituirte Sanfedismus durch seine reactionäre Grausamkeit die Liberalen auf's Neue in die Schranken.

Die Julirevolution steigerte die Hoffnungen der

Patrioten. Das Princip der Nichtintervention löste die heilige Allianz auf, trennte Italien von Oesterreich und minderte das bisher vom Wiener Hof ausgeübte Protectorat, indem es die italienischen Fürsten der ihnen angestammten eigenen Macht überließ. Was war unter solchen Umständen von der päpstlichen Regierung zu erwarten? Die Versuche von 1821 wurden in Centralitalien wiederholt, und die gegen das Ende von 1830 unterbrochenen Sitzungen des Conclave begünstigten die Pläne der Revolutionäre. Der Herzog von Modena, beunruhigt wegen seiner Isolirung, reichte den Carbonari die Hand, indem er sich mit Cirro Menotti verband. Er wurde als der Befreier Italiens ausgerufen und würde sicher vorgezogen haben, constitutioneller Regent von Italien zu werden, als durch Uebermaß von Absolutismus sein kleines Fürstenthum zu verlieren. Diese Episode zog jedoch keine wichtigen Resultate nach sich. Cirro Menotti sah sich vom Herzoge überlistet; als er am 3. Februar an der Spitze von dreißig Verbündeten den Aufstand proclamirte, wurde er von den herzoglichen Truppen umringt, die Feuer auf ihn gaben. Am 4. Februar brach die von den Carbonari vorbereitete Insurrection in Bologna aus und verbreitete sich mit Blitzesschnelle über die vier Legationen und die Marken.

Zwanzig Städte standen unter den Waffen. Der Herzog von Modena entfloh mit einer Cavallerieabtheilung, Cirro Menotti als Gefangenen mit sich führend, nach Mantua. Am 6. Februar erreichte die Revolution Modena; am 14. Parma, von wo die Herzogin nach Piacenza flüchtete. In Toscana, Neapel und Piemont wurde der Ausbruch der Insurrection täglich erwartet. Aber der Aufstand außer in Bologna und in den vier Legationen war nicht lebhaft genug. Das ganze Streben des revolutionären, vom Advocaten Vicini präsidirten Ministeriums in Bologna war dahin gerichtet, die neue Regierung auf das Princip der Nichtintervention innerhalb der Romagna zu begründen. Die provisorische Regierung dachte daher nicht daran, Toscana zu insurgiren; sie schickte im Gegentheil einen Abgeordneten ab, um ein gutes Verständniß mit dem Großherzog zu erhalten. So versagte sie Modena ihren Beistand, als es von den Oesterreichern angegriffen wurde, unter dem Vorgeben, daß die Angelegenheiten Bolognas ganz andere, als die von Modena wären. Sie verweigerte sogar, sich der Stadt Rom zu bemächtigen, auf den Grund, daß Rom einen von dem alten Freistaate Bologna ganz getrennten Staat ausmache. Sie versagte überall ihre Einmischung, hemmte die revolutionäre

Bewegung, hemmte die Aufregung des Landvolkes, indem sie dessen Zuzüge zurückwies; sie dämpfte die Hitze der jungen Männer, welche vor Ungeduld brannten, sich in den Kampf zu stürzen, und entwaffnete den General Zucci, welcher mit 700 Modenesen in der Absicht angekommen war, um die Oesterreicher abwehren zu helfen. Ebensowenig dachte die Regierung an die Befestigung von Ancona, als habe sie sich höchst heldenmüthig vorbereitet, nicht Widerstand leisten zu wollen. Als die Oesterreicher, 12,000 Mann stark, heranrückten, nahm man endlich seine Zuflucht zu Zucci; aber es war schon zu spät. Bei Rimini nahmen die Insurgenten in ihrem muthigen Eifer zwar eine Schlacht an; aber der Kriegsminister verordnete sofort eine allgemeine Entwaffnung. Während der 40 Tage der im Jahre 1830 obschwebenden Krisis hatte Cardinal Bernetti den Cardinal Benvenuti beauftragt, die provisorische Regierung mit Hülfe der Sanfedisten anzugreifen und Ermordung der Liberalen zu predigen. Der Brief wurde jedoch aufgefangen und der Cardinal eingesperrt. Die provisorische Regierung aber, welche sich nach Ancona geworfen hatte, capitulirte mit ihrem Gefangenen und überlieferte sich dadurch den Repräsentanten des Sanfedismus und den päpstlichen Streifcorps. Die

Capitulation wurde jedoch, wie zu erwarten, gebrochen und ein Theil der Empörer den Kerkern von Venedig überliefert.

Gregor XVI. hatte kaum den päpstlichen Stuhl bestiegen, als er über den in Bologna ausgebrochenen Aufstand Nachricht erhielt. Sein Erstes war, die Hülfe der Oesterreicher zu sollicitiren und den Eifer der Sanfedisten frisch aufzustacheln.

Das französische Cabinet benutzte das Bündniß mit England, um auf der Räumung des Kirchenstaates von den Oesterreichern zu bestehen. Oesterreich verlangte seinerseits von diesen Mächten die Unterdrückung der revolutionären Bewegung in den römischen Staaten. Alle waren in diesem Punkte einverstanden. Nachdem die Frage auf diese Bedingungen zurückgeführt war, blieb sie fortan der Gegenstand diplomatischer Verhandlungen und ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Nachdem England und Frankreich ein Zugeständniß nach dem anderen gemacht worden war, sah man endlich, um der reactionären Bewegung ein Ziel zu stecken, die Nothwendigkeit ein, an den päpstlichen Stuhl die Forderung zu stellen, das österreichische System anzunehmen, ganz in der Art, wie es die übrigen italienischen Regierungen gethan hatten. Die fünf Großmächte

unterzeichneten einstimmig ein Memorandum, in welchem Gregor XVI. aufgefordert wurde, Regierungsreformen eintreten zu lassen, wie sie unumgänglich nöthig waren, um die Anforderungen des Volkes zu befriedigen. Einen gleichen Weg würde auch der Congreß zu Wien eingeschlagen haben; unter etwas liberalerer Form war es dasselbe Verfahren, welches man auf dem Laibacher Congreß gegen Neapel beobachtet hatte. Die Reaction hatte indessen bereits zu tiefe Wurzeln im römischen Staate geschlagen, und die päpstliche Regierung ging zu weit auseinander mit allen neuen Regierungsverfassungen, so daß die Diplomatie durch diesen Act unwillkürlich die Insurgenten ermuthigte, indem das Memorandum der fünf Mächte nicht das Mindeste enthielt, wodurch der weltlichen Macht des heiligen Stuhles Schranken gesetzt wurden.

Gregor gestand alle an ihn gestellten Forderungen zu; die freie Wahl einer Gemeindeverfassung, das Institut der Provinzialräthe und ein neues Landesgesetzbuch; Reform der Gerichtshöfe, der Verwaltung und des Finanzwesens; die Zulassung von Laien zu den höheren Civilstellen und zum Staatsrathe — kurz, der neue Papst versprach seinen Unterthanen (um sich dessen eigener Worte zu bedienen) eine ganz neue Aera.

Nach dem Abmarsche der Oesterreicher wurden plötzlich sämmtliche Versprechungen am 5. Juli 1831 in aller Form zurückgenommen. Die liberale Partei erhob sich zum anderen Male und die Sanfedisten griffen zu den Waffen, um sie zu bekämpfen. Cardinal Albani stellte sich an der Spitze einiger päpstlichen Haufen ihnen entgegen und es kam bei Cesena zum Gefecht. Seine Truppen brandschatzten die Stadt, entehrten die Weiber und plünderten die Kirchen. Zu Forli stießen die Truppen des Cardinals auf keinen Widerstand; nichtsdestoweniger metzelten sie mit kaltem Blute das Volk nieder. Aehnliche Schlächtereien wurden in Ravenna und Bologna befürchtet. In dieser schrecklichen Krisis begrüßten die mittleren Volksklassen mit Freuden die Rückkehr der Oesterreicher, um das Land zum anderen Male zu besetzen und ferneren Massacren dadurch vorzubeugen. Frankreich entsprach dieser Maßregel durch die Besetzung von Ancona; aber auch hier war, trotz der in Paris und Wien herrschenden politischen Meinungsverschiedenheit, die liberale Sprache von Casimir Perrier am Ende nur der Wiederhall von der Sprache des österreichischen Cabinets.

Wie aber benahm sich unter diesen Umständen die päpstliche Regierung? Unter den Augen des französischen

Gesandten, des Generals Cubieres, aller österreichischen Generäle und Diplomaten ließ Se. Heiligkeit inmitten seiner Reformversprechungen der Sanfedistischen Politik seiner Vorgänger vollen Lauf. Cardinal Albani begann sein Richteramt in Bologna. Die Juden in Ancona wurden zu 600,000 Francs Strafe verurtheilt, weil sie die Revolution von 1831 mit Freuden willkommen geheißen hatten. Die Einwohner von Bologna und Ancona wurden excommunicirt, weil sie bei den fremden Gesandten nachgesucht hatten, sich für die Ausführung der vom Papste gemachten Versprechungen zu verwenden. Die Sanfedisten, welche, durch die Priester von Faenza organisirt, unter der Leitung des Herzogs von Modena und des vormaligen neapolitanischen Polizeiministers Canosa standen, traten öffentlich auf und thaten groß mit den ihnen vom Herzog von Modena und dem Papste verliehenen Orden und Medaillen, und den ihnen von der apostolischen Congregation gewährten Privilegien, Indulgenzen und Geldversprechungen. Sie leisteten einen Eid — Thron und Altar auf den Gebeinen der verfluchten Liberalen zu errichten und diese zu vertilgen ohne Mitleid mit dem Gewimmer der Kinder, den Thränen und dem Schmerzrufe der

Greise und Frauen*). Die Ausschweifungen dieser Horden überstiegen jede Grenze, und der römische Hof, indem er die Anarchie legalisirte, formirte die Sanfedisten in ein Freicorps mit festem Solde und neuen Privilegien. Diese Freiwilligen waren es, welche im Jahre 1834 die Straßen von Faenza, Imola und Lugo mit Blutströmen überschwemmten. Die Einwohner suchten Schutz bei den Behörden; Cardinal Bernetti aber ließ an diese den Befehl ergehen, die Freicorps zu beschützen, und die Behörden gehorchten dieser Ordre.

Die österreichisch-französische Intervention hatte den Erfolg, daß Sanfedisten und Carbonari in der Romagna aus der Verborgenheit ans Licht traten, um sich am hellen Tage zu bekämpfen, und daß man außerhalb der päpstlichen Staaten von der zwischen der Regierung des heiligen Stuhles und der neueren Regierungsverfassung anderer Staaten obwaltenden Verschiedenheit eine deutlichere Vorstellung bekam.

Allerdings bestehen in der Romagna, den Großmächten zu genügen, Gemeinde- (Districts-) Versamm-

---

*) „Senza avere compassione della grida de' fanciulli de' pianti de vechi, e delle donne," ist der Wortlaut des gedruckten Documentes.

lungen; aber die Räthe sind von der Regierung ernannt, welche sich derselben als Mittel zur Steuererhöhung und zur größeren Unterdrückung des Volkes bedient. Die öffentliche Schuld stieg mit jedem Jahre; die persönliche Sicherheit wurde fortwährend durch die Inquisition, durch die Bischöfe, die Polizei und die Carabiniers bedroht; Unordnung und Verwirrung herrschten in den Gerichtshöfen; Strafen wurden willkürlich verhängt, und der Bürgerkrieg stand fortwährend vor der Thür.

Die Revolution bewirkte in der Romagna einen großen Wechsel in der Stellung der italienischen Parteien. Es zeigte sich eine Spaltung in dem Lager der Royalisten. Während der Restauration standen sie ganz und gar unter dem österreichischen Einflusse. Die Besetzung von Ancona erschwerte eine so freie Vermitteung, wie sie 1821 stattgefunden hatte, und während sie einen neuen Centralpunkt für die Revolution in Italien hervorrief, entwickelte sie vor den Augen Europas das Bild eines Appellhofes vom Papstthume. Für Oesterreich wurde sie eine Quelle diplomatischer Verlegenheit, welche nur durch die Chancen einer neuen Eroberung und durch erhöhten Einfluß auf den päpstlichen Stuhl in etwas ausgeglichen wurde. In dem Maße jedoch, als die Verwirrung in den römischen Staaten

dem Cabinet von Wien größere Vortheile darbot, schlossen sich die italienischen Fürsten enger an den Papst an. Welches Loos würde sie getroffen haben, wenn Oesterreich zum Besitz einer dritten Provinz in den vier Legationen gelangt wäre? Während die Sanfedisten, zur Zeit der Restauration dem französischen Kaiser abgeneigt, im Jahre 1814 den österreichischen Fahnen huldigten, widersetzten sich alle katholischen Verbindungen von Oberitalien in Folge einer analogen Bewegung hartnäckig dem österreichischen Einflusse. Was würde auch ihr Schicksal gewesen sein, wenn Oesterreich in den römischen Staaten übermächtig geworden wäre? Modena und Parma, Neapel und Piemont, selbst Toscana näherten sich mehr und mehr dem Guelphensystem. Im Jahre 1839 versuchte das Wiener Cabinet zum dritten Male durch Bildung eines österreichisch-italienischen Bundes das Protectorat gesetzlich zu machen; aber der Versuch schlug fehl, ebenso wie in den Jahren 1819 und 1825, hauptsächlich durch den Widerstand des Guelphischen Hofes von Turin. Die Fürsten erwiesen sich der Guelphischen Partei ungewöhnlich geneigt, in der Absicht, den revolutionären Bestrebungen entgegenzuarbeiten und die stehenden Heere wiederherzustellen, deren sie, wenn auch durch die Jesuiten verstärkt, dennoch

nicht entbehren konnten. Sie sehnten sich danach, Oesterreich abzuschütteln und den National-Ultra-Katholicismus zu ihrem Beistande herbeizurufen. Für den Fall, daß der Plan fehlschlagen sollte, konnte man ja dennoch vertrauensvoll auf Oesterreichs Beistand rechnen; denn das Wiener Cabinet ist dabei interessirt — eigentlich genöthigt, seinen Alliirten jederzeit zur Unterdrückung der Revolution Hülfe zu leisten. Auf die der Guelphen- und der ultra-katholischen Partei so verschwenderisch bezeigten Begünstigungen folgten die vorhergenossenen Früchte. In Piemont trat die Geistlichkeit durch die Vermittelung einiger Bischöfe in Verbindung mit den Häuptern der Polizei in Turin und sie gaben Auskunft über Alles, was im Volksleben sich ereignete. Während der Restauration war die von der Guelphen-Partei gegen Oesterreich gehegte feindliche Stimmung regierungsseitig und stets geheim gehalten; jetzt war sie eine öffentliche und volksthümliche Stimmung geworden. So ward das österreichische System geschwächt durch die religiöse Opposition, welche es in der aufrührerischen Bewegung in der Romagna, in der französischen Besetzung von Ancona und in dem von der spanischen und griechischen Revolution ausgeübten Einflusse zu bekämpfen hatte, während der Widerstand, dem es in den

slavischen Provinzen begegnete, seine militärischen Kräfte schwächte und allmälig die Zuverlässigkeit der Armee zerstörte.

Die nationale Partei war während der Restauration bonapartistisch oder militärisch; damals hatte sie die kriegerische Tendenz gänzlich aufgegeben und war die Partei der Reform geworden. Diese lenkte jetzt die Bewegung des Aufstandes in Centralitalien, indem sie streng an dem Princip der Nichtintervention festhielt. Sobald dieses Princip aufgegeben wurde, ging man vom Extreme des Vertrauens zur äußersten Verzweiflung über. Ganz Italien beschuldigte sie, durch ihre Unfähigkeit die Sache der Revolution verrathen zu haben. Später durch die Schwäche der demokratischen Partei von der Schuld freigesprochen, tauchte sie wieder auf im Jahre 1834. Ohne Hoffnung auf einen allgemeinen Aufstand, betrachtete sie ruhig, aber mit unverhohlener Verachtung die Nationalheere von Piemont und Neapel; ohne Aussicht, eine Constitution zu erhalten, so lange die unumschränkte Herrschaft der italienischen Fürsten bestand, verwandte sie alle Anstrengung auf Industrie, Handel und Literatur. Sie ermunterte das Studium der Classiker, zeichnete gelehrte Männer aus, stürzte sich furchtlos in die Schrecknisse der Cholera und interessirte sich für Eisenbahnen

so lebendig als für politische Unternehmungen. Die italienische wissenschaftliche Societät unterstützte diese Reformbewegungen. Dem Umschwunge der öffentlichen Meinung nachgebend, erließ die piemontesische Regierung ein neues Gesetzbuch, verbesserte die sardinischen Zustände (1836—1837) und beschützte eine gewisse nichtssagende, officielle harmlose Literatur, welcher dessenungeachtet die philologischen und wissenschaftlichen Werke von Plana, Peyron, Govessio und Gazzera ihre Entstehung zu verdanken haben. Selbst der König von Neapel und der Herzog von Modena protegirten gelehrte Männer. Auch Oesterreich stellte die gelehrte Anstalt von Mailand wieder her und begründete ein ähnliches Institut in Venedig. Es war kein Grund für die Fürsten vorhanden, sich solchen Reformen feindselig zu beweisen. Durch diese allmäligen und friedlichen Neuerungen wurde der Liberalismus im Schach gehalten. Er verschwendete seine Kraft und seinen Eifer an Kleinigkeiten und vergaß, sich auf Revolution einzulassen. Der Wahlspruch der Reformer war: jede Bewegung im Entstehen zu bekämpfen; sie begnügten sich damit, Haß gegen Oesterreich einzuflößen. Ihr einziger Wunsch ist, um irgend welchen Preis die Fürsten auf ihre Seite zu bekommen und sich vom Wiener Hofe unabhängig

zu sehen. Aber die Geistlichkeit und der Adel verleiten die absoluten Regierungen fortwährend zu neuen Gewalthandlungen; und die Reformer sehen sich ungeachtet ihres Anstrebens zu einer vernünftigen und aufgeklärten monarchischen Regierungsverfassung, trotz ihrer im Jahre 1831 so schwer geprüften Mäßigung, trotz ihrer friedlichen und gesetzlichen Ideen, immer wieder zu neuen Conspirationen hingedrängt. Sollte sich jedoch diese Partei in Folge ihrer Hinneigung zur Regierung auflösen, so würde sie augenblicklich auf anderer Grundlage durch ein neues Geschlecht von Verbündeten reconstituirt werden, die, jünger und kräftiger und durch die 1831 erlittene Niederlage belehrt, je nachdem es die Klugheit erfordert, gleich bereit sind, eine constitutionelle Insurrection entweder zu unterdrücken oder zu unterstützen.

Die demokratische Partei hatte sich in Folge der Julirevolution wieder erhoben. Nur mit großer Anstrengung konnte sie durch die provisorische Regierung von Bologna niedergehalten werden. Die Jugend von Centralitalien brannte vor Begierde, ihre Grundsätze zu verbreiten und zu vertheidigen. Nach der Räumung von Ancona wurde ein Versuch gemacht, eine republikanische Insurrection durch geheime Gesellschaften zu organisiren. Buonarotti, der Freund von Baboeuf,

lebte noch und er stiftete in Toscana den Bund der „Treuen Italiener". Schon war in Florenz ein Versuch gemacht gleich dem von Sct. Johanns im Jahre 1831. Durch den Herzog von Modena veranlaßt, zog die toscanische Polizei einige verdächtige Personen ein. Die Verschwörer rächten sich, indem sie einige päpstliche Soldaten in den Arno warfen und den politischen Gefangenen eine Serenade brachten. Die Verhaftungen mehrten sich und die „Anthologie von Florenz" wurde verboten. Endlich gab der Großherzog der öffentlichen Meinung nach und die Ruhe wurde wieder hergestellt.

Im Jahre 1832 wurde der Bund des „Jungen Italien" gestiftet. Die Bewegung verbreitete sich mit großer Schnelligkeit nach Piemont, Genua, in die Lombardei und nach Neapel. König Karl Albert aber hemmte ihren Fortschritt durch die 1833 vollzogenen zwölf Hinrichtungen, und die Expedition nach Savoyen erstickte sie vollends 1834. Ricci wurde in Modena hingerichtet und Oesterreich schickte neue Haufen von Verschworenen auf den Spielberg. Drei Jahre nach der savoyischen Expedition brach mitten unter den Greueln der Cholera zu Penne in Neapel und in Syrakus in Sicilien die Empörung aus.

In Syrakus wurden funfzig Personen öffentlich erschossen; der König benutzte die Verwirrung, um die Regierungen von Neapel und Sicilien zu vereinigen. Die vereinigte Verwaltung hätte eine Wohlthat für die beiden Länder werden können, aber sie gereichte ihnen in der That nur zum Schaden. Das aufrührerische Streben hätte entwaffnet werden können, indem man Sicilien civilisirte, wo es weder Wege noch Volksschulen, weder Ackerbau noch Handel gab; aber der König hatte bei der Einverleibung der Insel nur den aus der Vermehrung der Steuern ihm entstehenden Gewinn im Auge. Der Erfolg davon war, daß Sicilien, das so reiche und fruchtbare Land, dessen Einwohner aber Hungers starben, der eigentliche Herd der Revolution wurde. Die nicht weniger unzufriedenen Calabresen neigten sich der Propaganda zu; die Ultrarevolutionäre aber waren bemüht, die alte Ligue der Insurrection von 1812 zwischen Calabrien und Sicilien ins Leben zurückzurufen. Bei dieser Gelegenheit wurde die Romagna für diese Verbindung ein dritter Stützpunkt. Seit der doppelten Occupation durch die Oesterreicher und Franzosen mit Sehnsucht den Kampf herbeiwünschend, war sie jetzt im Stande, frei handeln zu können. Die Bewegung, obgleich an den verschiedenen Punkten in Ca-

labrien, Sicilien und in der Romagna nur schwach unterstützt, war durch die combinirte Insurrection der drei Länder nicht ohne Bedeutung. Der Haß, der von Sicilien gegen Neapel, von Calabrien gegen die Regierung Ferdinands und von den Römern gegen den römischen Hof gehegt wurde, waren im Verein mit der gebieterischen Nothwendigkeit einer Reform die Elemente einer Verschwörung, die, unternehmend, ausdauernd und auf alle Zufälle gefaßt, wenn auch noch nicht in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen, doch jeden Augenblick auszubrechen drohte. Das Jahr 1840 schien nach ihren Berechnungen der günstige Augenblick, sobald es bekannt wurde, daß Europa im Begriff stand, Frankreich zum Kriege zu reizen. Die Ultras und die Gemäßigten waren vom Jahre 1831 bis 1840 vollkommen von einander getrennt; die eine Partei hielt ihre Versammlungen unter dem Namen „Reformirte Carbonari"; die andere hatte sich unter der Bezeichnung „Junges Italien", „Freunde des Volkes" und „Rächer des Volkes" constituirt. Der erwartete Ausbruch des Krieges hatte die beiden Parteien einander näher geführt. Das junge Italien machte Propaganda durch die österreichische Flotte und durch die kaiserlichen Truppen; die Logen in London und

17*

Malta verdoppelten ihre Anstrengungen; die Partei der Demokraten hatte fliegende Schaaren an jedem Punkte von Italien. Auf der anderen Seite bereitete sich die gemäßigte Partei — alle Sicilianer, welche sich für die Constitution von 1813 erhoben, die Calabresen, welche die Versuche von 1819 wiederholen wollten, und die Römer, deren Bestreben es war, auf jene von 1831 zurückzugehen — allen Ernstes zum Handeln vor. Hier erhielt die Bewegung ihre Stärke hauptsächlich durch Gegenstände eines rein örtlichen Interesses. Die Propaganda der gemäßigten Partei schritt weniger kühn vor, als die der Demokraten, aber mit größerer Sicherheit, und war deshalb am meisten zu fürchten. Ganz unerwartet brach 1841 in Aquila die Empörung aus, und diese höchst übel berechnete Maßregel diente zu weiter nichts, als einer Militärcommission hundertundneununddreißig Angeklagte in die Hände zu liefern, von denen sechsundfunfzig verurtheilt und vier Personen erschossen wurden. Ungeachtet dieser Vorgänge brach die Revolution, welche um die Zeit des Vertrages vom 15. Juli vorbereitet wurde, im Jahre 1843 aus. Es ist bekannt, daß sich Calabrien während dieser Zeit ganz ruhig verhielt. Auch war es damals, daß sich die gemäßigte Partei gänzlich von der revolutionären Bewe-

gung zurückzog, und die Demokraten, welche nun allein auf ihre fliegenden Corps beschränkt waren, sahen sich außer Stande, das Geringste zu unternehmen. Die Verwegensten dieser Verschwörer, wiewohl Mazzini sich alle Mühe gab, sie davon abzuhalten, stürzten sich als Märtyrer in den erfolglosen Kampf. Im Jahre 1844 haben die Militärcommissionen von Neapel und Bologna hundertundsechzig Personen verurtheilt, von denen einundzwanzig hingerichtet wurden. Man kann den Opfern für Italiens Freiheit das Mitleid nicht versagen; man muß das Geheimniß bewundern, unter dem die Verbindung von Sicilien aus sich bis nach Venedig erstreckte; aber man kann auch nicht wohl der in dieser letzten italienischen Krisis von der gemäßigten Partei der Reformer bewiesenen Umsicht und Entschlossenheit die Anerkennung versagen. Zu einem festgeschlossenen Ganzen vereint, handelten sie, als wären sie schon im Besitz einer gesetzgebenden Kammer nach freier Wahl. Ihr Anführer in der Romagna organisirte zwar die Insurrection; sobald er jedoch sah, daß sie von den Calabresen verlassen wurde, befahl er sofort, den Ausbruch zu hemmen, wodurch entsetzliches Unglück vom Lande abgewandt wurde. Indem die päpstliche Regierung die von ihr ergriffenen harten Maßregeln mit der Größe

der Gefahr entschuldigte, der sie kaum entgangen war, hatte sie in Wirklichkeit die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung nur den Liberalen zu verdanken. Die im Jahre 1843 zurückgehaltene Bewegung war der ausgedehnteste politische italienische Plan von allen, die seit 1821 entworfen waren. Sie war ein Meisterstück der geheimen Verbündeten — die letzte Anstrengung der vereinigten Gemäßigten und der Ultras; das durchdachteste aller Manöver jener geheimen und permanenten Opposition, woran sie seit 1814 fortwährend ihre Kräfte versucht hat. Die durchgängige, tief eingewurzelte Ueberzeugung, daß alle Mittel der Mäßigung in den Jahren 1821 und 1831 erschöpft wurden, der Gedanke, daß ein Kampf unvermeidlich, daß die Zeit zum Unterhandeln vorüber, sind es, welche gegenwärtig den andauernden Einfluß der Ueberlieferungen aus den Jahren 1793 und 1830 auf die demokratische Partei in Italien ausüben. Auf der anderen Seite ist es die nicht weniger eingewurzelte Ueberzeugung der gemäßigten Partei, welche noch immer an den Traditionen des Schwarzen Bundes, an der Verbrüderung der Illuminaten, der Carbonari und der Bonapartisten festhält, daß die extremen Maßregeln der Demokraten in Italien machtlos und durchaus nicht geeignet sind, die

Masse der Bevölkerung zu enthusiasmiren, sondern daß es nothwendig ist, einen festen diplomatischen Stützpunkt zu finden, und den Gedanken an die Erlangung der Freiheit so lange zu verschieben, bis die Unabhängigkeit des Landes erlangt ist. Es ist diese Partei, welche sich mit dem Turiner Hofe auszusöhnen bemüht ist, die niemals vergessen hat, daß der Sohn von Eugen Beauharnais der Schwiegersohn des russischen Kaisers gewesen.

Das österreichische System ist bisher im Stande gewesen, die Revolution zu unterdrücken, weil diese bei den Massen der Bevölkerung keinen Anklang fand, die zeitweilig durch eine scheinbar im Geiste Joseph II. geübte Verwaltung beschwichtigt wurden, und weil die allgemeine Volksbewegung nicht mehr bezweckte, als ein Gesetzbuch zu erhalten. Oesterreich hatte schon im Jahre 1814 ein solches veröffentlicht, und die Revolutionäre, die mehr verlangten, waren, als sie sich eben so schwach und so isolirt als im Jahre 1791 befanden, genöthigt, sich wie im Jahre 1796 zu verbergen. Zu einer späteren Zeit wurden sie durch das Beispiel der spanischen Insurrection und durch die drei Julitage zu einem neuen Versuche veranlaßt. Von da ab waren alle Bewegungen der Italiener in der That nur künst-

liche Insurrectionen, welche in den geheimen Logen ihren Ursprung nahmen. Sobald sie ausbrachen, dienten sie nur dazu, die Verschwörer kenntlich zu machen, und die italienische Inquisition wiederholte im Jahre 1831 die Opfer von 1799.

Die Revolution wurde nicht volksthümlich und war daher nur in den päpstlichen Staaten gefährlich, wo eine Constitution und neue Gesetze von Allen gleich eifrig verlangt wurden. Die Publication eines Gesetzbuches aber kann unter den von der Revolution in Italien erlangten Vortheilen nicht der letzte sein. Ein Gesetzbuch führt zu freien Institutionen, und das daraus hervorgehende Glück begünstigt das Streben nach Gedankenfreiheit; aber eine Revolution kann nicht in Sachen stattfinden, ohne eine Revolution der Ideen herbeizuführen. Dies ist der Grund, weshalb mit jeder neuen Generation neue Verbindungen entstehen und fortwährend neue blutige Opfer zu ihrer Unterdrückung verlangt werden. Oesterreich kann keinen Mittelweg einschlagen; es ist gezwungen, der Reaction seinen Beistand zu leihen, und dann wieder zu liberalen Grundsätzen zurückzukehren. Dieses Wiederholungssystem aber nutzt sich aus. Nach zahllosen Kämpfen

stehen sich Revolution und Reaction immer aufs Neue wieder gegenüber.

Die Reaction findet immer wieder ihre Repräsentanten in der zeitlichen Regierung der Kirche, in den Jesuiten, welche Oberitalien überfluthet haben, und in den Royalisten von Piemont und Modena, welche sich nach Umständen enger an einander und der Regierung des Papstes anschließen werden. Unveränderlich in ihren Grundsätzen, vermag die Reaction eine lange Reihe höchst trauriger Erinnerungen aufzuzählen: die Niedermetzelungen in Verona und Lugo, die durch die Banditen verübten Meuchelmorde, die von der päpstlich christlichen Armee begangenen Greuel, die von Fra Diavolo und Mammone verübten Schandthaten, das ganze Leben Ferdinands IV. und seiner königlichen Gemahlin, Canosa, den Herzog von Modena und den Cardinal Ruffo mit den von ihm gebrochenen Capitulationen von St. Elmo und Ancona. Sie handelt durch die Agenten der Polizei, der Sanfedisten und durch Militärcommissionen, und sucht ihre Stütze in dem durch die Hinrichtungen eingeflößten Schrecken. In Palermo ließ sie den Code Napoleon durch den Henker verbrennen, und vier Mal hat sie österreichische Heere zur Occupation von ganz Italien herbeigerufen.

Die Revolution dagegen wird durch die tausend Opfer bezeichnet, welche die liberale Partei dem Exil, dem Kerker und dem Schaffot geliefert hat. Sie kann weder die in ganz Italien übereinstimmenden Gesetze, welche unter Napoleon's Regierung dem Lande zum Segen gereichten, noch die schönen Aussichten, welche Italiens Zukunft darbot, vergessen. Die Reaction hat bei jeder Gelegenheit den Bürgern die Waffen genommen und sie in die Hände des Pöbels gegeben, die Verrätherei ermuthigt und die laxe Moral des Verfalls nach Italien zurückgeführt. Die Revolution hat den Ackerbau, den Handel, die Manufacturen und Fabriken ermuntert und ist der Entwickelung des Genies bereitwillig entgegengekommen; Talente, unter welcher Gestalt sie sich darstellen, werden als die besondere Hoffnung der liberalen Partei betrachtet. Die öffentliche Meinung hat fortdauernd in Unruhe geschwebt wegen unerwarteter Ereignisse; denn vorläufig gab es noch nichts in der ganzen Halbinsel, was zur Annahme von irgend einer Dauer berechtigen könnte. — Die Revolution hatte zeitweilig ihren Sitz in Genua, welches das Joch von Piemont abzuschütteln trachtet; in Alessandria, wo sich in den Jahren 1821 bis 1831 das Hauptquartier der Insurgenten befand; in Brescia,

welches 1821 den Carbonari zufiel; in Bologna, welches allererst im Jahre 1796 und wieder 1831 zu den Waffen griff; in Calabrien, welches zum Losbrechen stets bereit ist, und in Palermo, wo sich im Jahre 1821 so Außerordentliches begab. Als Sitz der Reaction waren Turin und Neapel zu betrachten, die Stadt der Lazzaroni, welche sämmtlich Royalisten sind; Messina, bevorzugt durch besondere Privilegien; Lugo, der Sitz der theokratisch-antinapoleonischen Ligue; Faenza, der Sitz der Sanfedisten, und Rom — die Residenz der Päpste. Es wird dadurch einleuchtend, daß Italien stets neuen Ursachen zu Unruhen ausgesetzt ist. Unter solchen Umständen aber ist es nicht die bloße Gewalt, welche den Regierungen der Halbinsel Kraft zu verleihen vermag. Genaue Kenntniß der Volksbedürfnisse und ein umsichtiges, wahres Bestreben, diesen abzuhelfen, würde jenen Regierungen die eigentliche Kraft verleihen, um die man sich bisher so wenig bekümmert hat.

Sobald man Italien vom diplomatischen Gesichtspunkte aus betrachtet, findet man, daß nur eine Frage, aber eine Hauptfrage, bei den augenblicklichen Transactionen in Betreff der italienischen Angelegenheiten, nämlich die, welche die päpstlichen Staaten betrifft, zu lösen ist. Die päpstliche Regierung ver-

pflichtete sich in einem Memorandum zu Zugeständnissen, und verletzte sie wiederholt, wie durch die englische Gesandtschaft bestätigt wurde, in jeder ihrer Einzelnheiten. Gregor XVI. gewährte keinerlei Freiheit, keine Garantie, nirgends eine Reform, während er alle Quellen der geistlichen Macht bis auf den Grund erschöpfte. Er verhieß den Gesandten, die Revolution durch Reformen ausrotten zu wollen, und unterdrückte sie durch Gewehrsalven. Pius IX. versprach seinen Unterthanen eine neue Aera und reizte sie durch den Cardinal Antonelli, in dessen Hände er die ganze Staatsgewalt gelegt hatte, zum Bürgerkriege auf. Die zu einem Monopole der hohen Geistlichkeit herabgesunkene päpstliche Regierung, die, gezwungen mit dem Strome zu schwimmen, bald Schutz bei den Oesterreichern, bald bei den Schweizer Söldnern und den Freischaaren sucht, hält die Revolution im Mittelpunkte Italiens fortwährend aufrecht und gefährdet dadurch die Sicherheit der übrigen italienischen Staaten. Die Verletzung des Manifestes von 1831 ist der eigentliche Kern der italienischen Frage, mit der sich die Diplomatie gegenwärtig zu beschäftigen hat. Von diesem Gesichtspunkte aber scheint sie keine Lösung zuzulassen. Die Ausführung des Memorandums durch gänzliche **Reform des päpstlichen Regi-**

ments würde so viel heißen, als dasselbe säcularisiren oder gänzlich aufheben. Wo aber ist die Regierung, welche den Vorschlag machen möchte, das Papstthum zu säcularisiren? Können dem Papste ein Zweikammersystem und verantwortliche Minister aufgedrungen werden? Nein! Dem vom römischen Hofe eingenommenen Standpunkte gegenüber, in Anbetracht seiner neuesten Maßnahmen, um jeden Preis die alte Herrschaft wiederzugewinnen, wie es der neuerdings gegen alle Einmischung in seine Angelegenheiten von Pius IX. erhobene Protest hinlänglich nachweist, gehört eine dauernden Erfolg verheißende Lösung des italienischen Problems zu den Unmöglichkeiten.

Doch ist es nothwendig, noch etwas weiter zu gehen, und die Frage aufzuwerfen, nicht — wie es möglich sei, die durch das Papstthum selbst in der Romagna seit langer Zeit entzündete Brandfackel auszulöschen, sondern ob es ein anderes Mittel giebt, als Italien durch Krieg aus einem Zustande der Gewalt zu befreien, welche durch jeden verlängerten, durch jeden neuen Druck unfehlbar das herrliche Land wie vor funfzig Jahren unter fremdländische Botmäßigkeit zurückführen muß. — Es dürfen ferner keine schlechten Versuche gemacht werden, die geistige Revolution zu unterdrücken; man muß

ihr nachgeben, so weit ihre Forderungen zeitgemäß sind. — Diese schwierige Aufgabe kann aber unter Fortbestehen der weltlich-römischen Herrschaft so wenig jetzt durch das französisch-piemontesische Bündniß gelöst werden, als früher durch Oesterreich geschehen konnte. Es muß durch Italien selbst geschehen! Die liberale Partei, von welcher die Umsturzpartei, d. h. die der im Trüben Fischenden, wohl zu unterscheiden, hat das volle Recht, sich der Bewegung des allgemeinen geistigen europäischen Fortschritts anzuschließen. Man gestatte ihr dazu den erforderlichen Raum, und die Zeit wird nicht ausbleiben, wo das durch Fanatismus und Feudaldruck seit Jahrhunderten niedergehaltene Land sich zu der Höhe erhebt, zu der es durch seine culturfähigen Bewohner, durch Bodenverhältnisse und durch seine die Meere beherrschende Lage vor anderen europäischen Ländern vom Himmel vorzugsweise berufen scheint.

Reform des Papstthums — das ist für Italien die längst erforderliche Nothwendigkeit. Mit dieser Reform erst kehrt der wirkliche Frieden ein.

Land und Leute in Calabrien.

Gleich den ihnen stammverwandten Griechen sind die Calabresen seit Jahrhunderten die gefürchtetsten und verwegensten Parteigänger gewesen. Sie sind immer bereit, neben ihrem Dolch und Karabiner auch ihre List und Verschlagenheit der Partei zu leihen, welche ihnen für geleisteten Beistand die meisten Licenzen und Indulgenzen verheißt. Die Regierungen von Rom und von Neapel aber sind von jeher mit ihren Gelöbnissen um so weniger sparsam gewesen, als keine von beiden sie zu halten gedachte, sobald ihre temporären Zwecke erreicht waren. Die früheren Bundesgenossen wurden am Ende gehängt oder in den tiefen Kerkern von Castel Novo am Meere ertränkt, wie mit Fra Diavolo geschah, dem man den Marschallstab versprochen, und mit seinen beiden Adjutanten, denen man Oberstenstellen im Heere zugesichert hatte. Das Alles aber hält sie nicht ab, bald den Fahnen des Aufstandes zu folgen, bald ihn bekämpfen zu helfen im Dienst der Reaction von Rom oder von Neapel. Das zügellose Leben, Raub, Mord und Brand, die Ausübung der ihnen angeborenen wil-

den Gelüste sind allzu verlockend für sie, selbst in Voraussicht der kürzesten Dauer.

Der unlängst verstorbene König bedurfte der Calabresen weniger als seine Vorgänger. Als Autokrat verstand er mit eiserner Faust, d. h. vermittelst des Henkers und jener berüchtigten Meerkerker bei Neapel, jede Bewegung in der Hauptstadt zu unterdrücken, während er durch ein zahlreiches stehendes Heer, das ihm, dem Soldatenkönige, im Ganzen ergeben war, die Provinzen niederhielt. Es war daher für ihn weniger als für seinen Großvater und den Cardinal Ruffo, schmachvollen Andenkens, die Veranlassung vorhanden, unter dem Versprechen, Raub und Mord nach Willkür üben zu dürfen, die Hülfe der gefürchteten Gebirgsjäger von Calabrien, vulgo banditti genannt, in Anspruch zu nehmen.

Unter einem Hinblick auf die Situation, wie sie sich nach der Thronbesteigung von Ferdinands Sohn, unter Einwirkung der in Oberitalien obschwebenden Verhältnisse, immer deutlicher vor den Augen aller derer zu entwickeln begann, welche während eines längeren Aufenthaltes in Neapel und Sicilien Kenntniß von den dortigen Zuständen genommen, scheint für Neapel die Wiederkehr einer Zeit nicht fern gleich der, welche Fer-

dinand IV. für Jahre zwang, seine geliebte Residenz mit dem Aufenthalt in Palermo zu vertauschen. Wird auch die neue Regierung im Verkennen der durch die Zeit bedingten Nothwendigkeiten beharren, so dürften bei dem schwankenden Charakter des jungen Königs, bei den veralteten Principien seiner nächsten Umgebung und unter Einflüsterung auswärtiger falscher Rathgeber die Sachen leicht dahin kommen, daß der Fürst gleich seinem schwachen, vom Minister Acton, Lady Hamilton und Consorten gegängelten Großvater zu einem neuen Fra Diavolo aus den calabresischen Bergen und zu einem andern Cardinal Ruffo als dessen Bannerträger seine Zuflucht nimmt, als letzter Versuch, den starren Absolutismus auf dem bourbonischen Throne von Neapel aufrecht zu erhalten.

Aber nicht deshalb allein, sondern auch zur nähern Kenntniß eines Landes und seiner Bewohner, wo der Reisende, dem daran gelegen ist, außer der Heerstraße auch ein Stück vom Innern zu sehen, wenn nicht durch einen Büchsenschuß der Eingeborenen, durch die Fährlichkeit bald einer Passage über Felsenpfade, wo kaum die Ziege und der Steinbock sich zu halten vermögen, bald über schwindelerregende Stege, unter denen donnernd der Bergstrom hinwegbraust, täglich auf seinen Wan-

derungen durch das oft schaurig einsame Gebirge bedroht ist, möchten die nachstehend nach eigener Schau entworfenen Skizzen von Calabrien nicht ohne Interesse sein.

I. Das Land.

Die zwei Provinzen des Königreiches Neapel, die unter dem Namen Ober- und Untercalabrien begriffen werden, nehmen die südlichste Spitze Italiens ein und bilden eine Halbinsel, deren Länge von dem Dorfe Rotonda bis zum Vorgebirge Spartivento 170 italienische Meilen beträgt. Ihre Breite ist verschieden und beläuft sich auf etwa 30 Meilen.

Die rings vom Mittelländischen Meere umflossene Halbinsel wird ihrer ganzen Ausdehnung nach von hohen Gebirgen durchschnitten, welche eine Fortsetzung der Bergkette der Apenninen sind. Ihre Gipfel bilden größtentheils eine ungeheure Hochfläche — la Sylla — auf welcher sich die schönsten Viehtriften, Meierhöfe und große Dörfer befinden. Die Temperatur ist daselbst rauh und der Schnee bleibt von Ende November bis zum April liegen.

Die Gruppe dieser Berge, von denen sich eine Unzahl von Bächen und Quellen herabstürzt, bietet einen düstern, aber höchst imposanten Anblick dar. Sie sind

rings umher von einem Gürtel dicht verwachsener Wälder, besonders sehr schöner Kastanienbäume umgeben. Eine große Menge Flecken und Weiler liegen in ihrem Schatten, die von der Natur zum Wohnsitz des Friedens und der Glückseligkeit bestimmt zu sein scheinen, auf eine höchst malerische Weise zerstreut umher. Der Boden in diesem dunkellaubigen Ringe ist fruchtbar; nur selten erblickt man kahle und von aller Vegetation gänzlich entblößte Felsen.

Während aber der Blick mit Wohlgefallen auf der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Aussichten verweilt, die die Berge darbieten, kann man nicht ohne Grausen in die tiefen, nebelerfüllten unbewohnten Thäler hinabschauen, deren furchtbare Stille nur der Fall von Gewässern unterbricht, die zur Regenzeit zu bedeutenden Bergströmen anschwellen.

Es giebt in Calabrien keinen schiffbaren Fluß. Der Lerino, Chratis, Nieto, l'Amato und Angitola unterscheiden sich von der Menge der übrigen Bergströme, die sich auf die angebauten Landstriche herabstürzen und sie mitunter gar arg verwüsten, bloß dadurch, daß ihr Bett niemals ganz austrocknet.

Dies ist der Anblick des Landes im Allgemeinen. Das Bild der Ebenen, die das Meer bespült, ist weniger

mannigfaltig und belebt, und bietet nur das abwechselnde Schauspiel eines dürren, von der brennenden Sonnenhitze ausgesogenen Bodens oder lachender, von wohlthätigem Regen erfrischter und dann fruchtbarer Fluren dar. Während der heißen Jahreszeit aber sind diese Ebenen fast unbewohnt, weil sich dann auf den ganzen weiten Strecken nur eine kleine Anzahl von Familien befindet, welche die Felder bewacht. Sehr oft heimgesucht von Wechselfiebern, erfreuen sie sich nur während der drei Wintermonate einiger Erholung und bringen unter diesen traurigen Alternativen auch ihr Leben nicht sehr hoch.

Der Aufenthalt dort ist indessen nur für die gefährlich, welche gezwungen sind, die Nächte daselbst zuzubringen. — Zur Zeit der Ernte verbreiten sich die Schnitter, von ihren Bergen herabsteigend, in großer Zahl über diese Gefilde; sobald aber die Sonne untergeht, eilen sie in ihre Behausungen zurück und entgehen so dem gefährlichen Einflusse der pestilenzialischen Dünste, die aus den austrocknenden Flußbetten und den faulenden Wassern in den Niederungen aufsteigen. So schützten sich auch die englischen Truppen, die nach Mürat's Vertreibung Calabrien für den rechtmäßigen König wieder in Besitz nahmen, in ihren Bivouaks durch

große Feuer, an denen sie ohne zu schlafen die Nächte verbrachten.

Sobald auf den Bergen Schnee gefallen und die Atmosphäre dadurch erfrischt ist, bieten diese kurz vorher noch unbewohnbaren Ebenen einen entzückenden Aufenthalt dar. Die ersten Herbstregen im Thale, deren erquickendes Naß die während der langen Trockenheit überall in tiefe Spalten zerrissene Erde begierig einschluckt, bringen eine neue Vegetation hervor, welche die Fluren mit Pflanzen und den schönsten Blumen gleich einem reichen Teppich überdeckt. Man athmet eine süße, milde Luft ein, die mit dem Duft einer Menge solcher Blumen und Gesträuche erfüllt ist, die wir als Seltenheit in unsern Gewächshäusern ziehen. Dann kommen die Landeigenthümer von den Bergen herab, um sich der Reize dieses zweiten Frühlings zu erfreuen und sich an dem Vergnügen der Jagd zu ergötzen, der sie leidenschaftlich ergeben sind.

Während dieser Zeit sind die Gipfel der Berge mit dichtem Nebel bedeckt. Die sich übereinander thürmenden Wolken verwandeln sich auf den höchsten Punkten in Schnee und stürzen sich in den mittleren Regionen in heftigen Regengüssen herab. Ueberall gewinnt die Natur im Gebirge ein finster melancholisches Ansehen

und verhindert fast alle Gemeinschaft der verschiedenen Ortschaften, die nun durch brausende Ströme tiefer und reißender Bergwasser von einander getrennt sind. Diese Fluthen halten ungefähr drei Monate hindurch mit gleicher Heftigkeit an und dauern fast ununterbrochen bis zu Ende März.

Das Klima von Calabrien ist verschieden nach der größeren oder geringeren Erhöhung des Bodens über der Meeresfläche und begünstigt auf diese Weise alle Arten der Production. In den vor dem Nordwinde geschützten Ebenen findet man Zuckerrohr, Aloe, Cactus und Palmen, während die Gipfel der Berge mit Fichten und Birken bedeckt sind. Vier Monate hindurch herrscht in den höherliegenden Gegenden eine außerordentliche Hitze, vorzüglich wenn der Sirocco weht, ein brennend heißer Wind, der sich wie die entzündeten Dünste einer Feueresse verbreitet. Er kommt von Sicilien herüber, nachdem er über die verbrannten Wüsten von Afrika gezogen, und übt einen besonders verderblichen Einfluß aus. Die ganze Natur scheint während seines Herrschens abzusterben. Er trocknet Bäume, Kräuter und Menschen aus, die sich erst wieder erholen, wenn sich der Wind nach Norden umgesetzt hat. Der Gebrauch von Eiswasser und Seebädern sind die einzigen wirk-

samen Mittel, um dem erschlafften Körper wieder Elasticität zu geben und die große Mattigkeit, die Körper und Geist zugleich bedrückt, wieder etwas zu heben.

Die große Mannigfaltigkeit und Ergiebigkeit der Erzeugnisse Calabriens macht, daß alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß vorhanden sind. Man baut hier Getreide aller Art, Wein, der dem von Spanien und aus dem Languedoc nicht allein gleichkommen, sondern der ihn an Güte bei weitem übertreffen würde, wenn die Einwohner nur mehr Geschick und Industrie beim Sammeln, Keltern und Aufbewahren besäßen. An Olivenöl ist so großer Ueberfluß, daß man es in ungeheuern Cisternen aufbewahrt. Seidenbau und Baumwolle sind in letzter Zeit bedeutende Productionsartikel geworden. Süßholz wächst wild, und in den Wäldern giebt es Manna von vorzüglicher Qualität. Zahllose Heerden von Hornvieh ziehen abwechselnd nach den Jahreszeiten von den fetten Weiden der Sylla nach den gewürzreichen Triften der Ebenen, wo sie den ganzen Winter hindurch bleiben. Da die Calabresen keine Butter machen, indem sie alle Speisen mit Schweineschmalz oder mit Oel bereiten, so verwenden sie sämmtliche Milch auf die Bereitung von Käsen, die als sogenannte Kräuterkäse von

trefflichem Geschmack durch den ganzen Süden von Europa ausgeführt werden.

Diese Viehheerden sind aber nicht der einzige Reichthum oder Luxus der großen Landbesitzer in Calabrien. Dieser besteht hauptsächlich in ihren Pferderacen, die sie durch treffliche Beschäler, auf welche sie eine Art religiöser Sorgfalt verwenden, rein und unvermischt wie die Araber erhalten. In dieser Hinsicht herrscht bei den großen Gutsbesitzern ein ebenso nobler als erfolgreicher Wetteifer, der sehr viel zur Schönheit und Güte dieser Pferde beiträgt. Ein neapolitanischer Hengst! — als etwas besonders Schönes und Seltenes — ist deshalb sprichwörtlich bei den Pferdeliebhabern geworden, und die neapolitanische Reiterei gehört zu der bestberittensten in Europa. Die dortigen Pferde sind mittelgroß, gut gebaut, von großer Geschmeidigkeit der Glieder und voll Feuer und Muth, in noch höherem Grade als die vielgerühmten Rosse der Araber. Aber das nützlichste Thier in diesem Lande, wo die Communication so sehr durch natürliche Hindernisse erschwert ist, ohne welches die Einwohner weder ernten noch ihre Erzeugnisse in den Verkehr bringen können, ist — das Maulthier, dessen eigenthümliche Schönheit, neben Kraft, Ausdauer, Ge-

wandtheit und Sicherheit auf den gefährlichsten Berg-stiegen, wahrhaft bewunderungswürdig ist.

In den sumpfigen Niederungen trifft man eine große Menge Büffel an. Der Anblick dieser Thiere ist furchterregend und das Zusammentreffen mit ihnen nicht ohne Gefahr. Gezähmt kann man sich ihrer zur Feldarbeit bedienen, auch braucht man sie zum Uebergange über Flüsse, indem sie an sehr hohe zweiräderige Karren gespannt werden.

Es giebt in Calabrien eine große Menge Federwild von allen Gattungen, und die Küsten sind reich an Fischen der besten Arten. Der Fang des Schwert- und des Thunfisches nährt einen Theil der Einwohner mehrere Monate hindurch, wie dies in Sicilien der Fall, dessen Bevölkerung mit den Calabresen in Sitten und Lebensverhältnissen viel Gemeinschaftliches hat, obgleich sie im Uebrigen sprichwörtlich geschworene Feinde sind, wie die Calabresen wiederum zu den Neapolitanern nicht eben besonders freundschaftlich stehen. Es ist dies ein Hauptgrund, daß die Regierung sich ihrer unter Vorkommnissen als Executoren ihres Willens bei den Neapolitanern zu bedienen pflegt.

Das hinsichtlich des Klimas und seiner Producte im Allgemeinen so sehr begünstigte Calabrien entbehrt

des großen Vortheiles guter Häfen. So wenig Reggio, als St. Euphemia, Policastro, Taranto und andere gewähren bei den Stürmen, von denen der Canal in den Wintermonaten, aber auch zur Zeit des Siroccos oft arg heimgesucht wird, genügende Sicherheit für größere Schiffe, während die Feluccen und Trabaccelen bei drohender Gefahr von den Marinari auf den Strand gezogen werden. Indessen wird noch immer ein ziemlich bedeutender Handel mit Getreide, Wein, Seide, Baumwolle, Süßholz, Manna, Orangen, Citronen, Kastanien, getrockneten Früchten und vorzüglich mit Oel getrieben. Das letztere macht unstreitig den bedeutendsten Artikel des Ausfuhrhandels aus und versorgt zum Theil die Seifensiedereien von Marseille und Triest.

Diese Ausfuhr hätte eigentlich eine allgemeinere Wohlfahrt verbreiten müssen, nachdem die Natur Alles für die Blüthe und den Segen des Landes gethan hat. Aber die groben Fehler einer absoluten, seit Jahrhunderten den Feudaldruck begünstigenden Regierungsart verhindern sein Aufblühen. Die Lage des Landmannes ist die unglücklichste, gleich der, worüber die Bauern in den österreichischen Kronlanden schon so lange Zeit bittere aber gerechte Klage geführt haben. Das Vermögen ist zu ungleich vertheilt; es giebt dort keine Mittelklasse

und nur sehr wenige kleine Landbesitzer. Die Barone und Klosterherren sind zumeist die Eigenthümer des Bodens, den sie, wie in Irland geschieht, bis ins Namenlose verkleinert gegen Erbzins, hohen Zehnten oder baares Geld verpachten. Es ist schwer, sich einen Begriff zu machen von dem grellen Abstand zwischen der äußersten Bedürftigkeit und einem großen, unbarmherzigen Reichthum. Daher der überall sichtbare Mangel an Wetteifer und Thätigkeit, der angeborene Hang, durch ein freies Leben im Gebirge, durch den Stutzen mehr als den gewöhnlichen täglichen Bedarf mit sicherer Hand zu erzielen.

Das Klima und der Boden thun mehr als die Hälfte beim dortigen Ackerbau, und die Hand der erschlafften Menschen bringt kaum noch das Uebrige zu Stande. So haben auch die Erzeugnisse aller Art in Calabrien noch heut zu Tage weiter keine andere Vollkommenheit, als die ihnen die Natur selbst ohne Dazwischenkunft der Kunst mittheilt.

Die Dörfer bieten, schlimmer noch als in Irland, einen bedauerungswürdigen und widerlichen Anblick dar. Das Innere der Häuser ist von einer empörenden Unsauberkeit. Die Schweine leben in Gemeinschaft mit den Menschen zusammen und es fällt vor, daß Kinder

in der Wiege von diesen Thieren gefressen werden. Diese sind schwarz, ohne Haar und Borsten, und in so großer Anzahl vorhanden, daß sie alle Straßen und Eingänge zu den Häusern mit ihren widrigen Gestalten bedecken.

Bedenkt man, daß Groß-Griechenland — welches das heutige Calabrien umfaßte — einer der angebautesten, bevölkertsten und blühendsten Landstriche des ganzen Erdbodens war, so muß man um so tiefer das Schicksal eines so gesegneten Landes bedauern, welches, seit Jahrhunderten durch Tyrannei und die Herrschaft des Klerus von Jahr zu Jahr immer tiefer gesunken, verdammt ist, allerletzt ein verpesteter Aufenthalt zu werden. Die Ströme verwüsten überall die sie begrenzenden Ländereien, ohne daß man von Staatswegen oder auf Kosten der Grundherren Vorkehrungen zu ihrer Eindämmung trifft, und lassen, wenn sie endlich in ihr Bett zurückkehren, Sümpfe zurück, die einen großen Theil des Landes durch ihre schädlichen Miasmen verpesten und die Einwohner nöthigen, ihre Wohnungen mehr und mehr zu verlassen.

Auch die Erdbeben haben zu dieser traurigen Umwandlung mit beigetragen. Noch jetzt findet man überall Spuren der Verwüstungen, welche der Kata-

strophe im vorigen Jahrhundert vorangegangen sind. Nachhaltig aber ist das Land mit den furchtbaren Merkzeichen des schrecklichen im Jahre 1783 stattgefundenen Ereignisses erfüllt, dessen Erinnerung sich so wenig aus dem Gedächtniß der Augenzeugen als aus dem ihrer Kinder und deren Nachkommen verlieren wird.

Diese furchtbare Katastrophe, die auf eine schwer zu beschreibende Weise die Oberfläche dieser Gegenden verwandelte, wurde durch grausenerregende Anzeichen verkündigt. Dichte, unbewegliche, hochaufgethürmte Wolken schienen in die Erde einwurzeln zu wollen. An einigen Orten war die Erde so heiß, daß man glaubte, es sei eine große Feuersbrunst irgendwo in der Nähe entstanden. Das Wasser der Flüsse nahm eine aschenartige Färbung an, und erstickende Schwefeldünste erfüllten die Luft. Die heftigen Erdstöße, die sich verschiedene Male vom 5. Februar bis zum 28. März wiederholten, zertrümmerten fast alle Gebäude in Niedercalabrien. Die Anzahl der Menschen, die unter den Trümmern ihrer Häuser begraben, oder vom weit über das Gestade getretenen Meere an den Ufern der Sylla verschlungen wurden, schätzte man über 60,000. Die Flüsse, deren Lauf durch herabgestürzte Berge gehemmt ward, wurden Seen, deren faule Dünste die Luft noch

lange nachher verpesteten. Bäume, ganze Waldstrecken, Häuser, Paläste und Felder wurden von den Höhen in den Abgrund der Thäler gestürzt, ohne daß sie durch die unterirdische Erschütterung in einzelne Theile zerstückelt wurden. Kurz, alle Verheerungen und außerordentlichen Verwandlungen, die sich bei dem allerfurchtbarsten Erdbeben ereignen können, fanden in ihren verschiedenen charakteristischen Gestaltungen zugleich in jener beklagenswerthen Epoche Statt. Noch heute wird dem Reisenden unter den damals geschehenen Wundern in der Nähe von Nicotera, dem Farus von Messina gerade über, eine Kirche gezeigt, die von einem Berge senkrecht in eine so bedeutende Tiefe gestürzt wurde, daß später eine Brücke über den Spalt gebaut werden mußte, um von einer Seite des gewaltigen Risses zur andern zu gelangen. Die Kirche zusammt ihrem Thurme blieb unversehrt und es wurde ein Jahr später Gottesdienst darin gehalten, nachdem man einen Weg zu ihr durch die Felsen umher gebahnt hatte. Sie ist seitdem ein Wallfahrtsort geworden, wo man das wunderthätige Bild der Gottes-Mutter leidenschaftlicher als sonstwo in Calabrien verehrt und so der das Volk zum blinden Glauben fanatisirenden Geistlichkeit alljährlich Schätze zuführt, die fast so bedeutend sein sollen als die, welche

in Compostella oder in der heiligen Casa di Loretto zusammenfließen.

Nach solchen Naturumwälzungen darf es nicht eben Wunder nehmen, daß Calabrien nur noch sehr wenige Denkmäler aufzuweisen hat, welche die Größe und den Reichthum der von den Griechen im Alterthum daselbst gegründeten Colonien bezeugen. Das schwelgerische und weichliche Sybaris wurde von den Crotoniern gänzlich verheert, die den Lauf der zwei benachbarten Flüsse auf die Stelle leiteten, wo jene stolze Stadt gestanden. Das berühmte Croton, an welches ebenfalls die Reihe der Zerstörung kam, ist jetzt ein schmutziger, armseliger Flecken, der zum Andenken an seinen früheren Glanz nur zwei Säulen von dem Tempel der Juno Lacinia aufzuweisen hat. Ihre Prachtbauten stürzten vor dem Andrange der aus dem Osten kommenden Völker, das Uebrige wurde die Beute von drei gewaltigen Erdbeben, die sich in langen Zwischenräumen folgten.

Geraon, welches neben den Ruinen des alten prächtigen Locris erbaut ist, enthält noch einige Mauertrümmer, aus denen man auf den ungeheuern Umfang dieser mächtigen republikanischen Stadt schließen kann, die nach einander von allen jenen Völkerschaften zerstört

wurde, die Italien so zuvorkommend in seinen Schooß aufgenommen hatte.

Wären aber auch die kostbaren Ueberbleibsel des Alterthums, die weit und breit in diesen Gegenden zerstreut waren, dem Zahne der Zeit und dem Schlunde der Erdbeben wie durch ein Wunder entgangen, so würden sie doch so gut wie verloren sein, da die Unwissenheit und Barbarei der heutigen Calabresen sie nicht im Geringsten zu würdigen verstehen.

II. Charakter und Sitten der Calabresen.

Vor dem Einrücken der Franzosen war Calabrien einzig dem unmittelbaren Einfluß reicher und mächtiger Barone unterworfen, die eine unbeschränkte Despotie über ihre Vasallen ausübten, über die sie sich unbehindert durch den König oder seinen Statthalter die Rechte vollständiger Souverainetät angemaßt hatten. Alles, was das Feudalwesen Unerträgliches, die Rechte des Menschen Verhöhnendes darbot, lastete schwer auf diesen Provinzen und verhinderte die Bewohner, irgend einen Fortschritt in den Künsten und der Civilisation zu machen. Die Barone unterhielten bis zur französischen Occupation eine bewaffnete Miliz — Sbirren, welche die Vollstrecker der Beschlüsse und der nicht selten

blutgierigen Launen ihrer Herren waren; wenn es sich ereignete, daß ein Vasall seinem Lehnsherrn mißfiel oder sich ihm widersetzte, so fiel er bald nachher unter den Dolchen der Sbirren, ohne daß dergleichen verbrecherische Angriffe bestraft wurden. Nirgends war Gerechtigkeit zu finden; Strafen konnten mit Geld abgekauft werden; Alles war käuflich, wie allerletzt noch im Kirchenstaate der Fall, oder durch Verrath und niederträchtige Schmeichelei zu erlangen.

Die untere Volksklasse, die vorzugsweise diesen willkürlichen Handlungen zum Opfer fiel, suchte sich den Bedrückungen solch richterlicher Autorität und den sie bedrohenden Strafen durch Flucht in die Wälder und in die tiefen Gebirgsschluchten zu entziehen. Daraus entstanden ursprünglich jene Banden von Räubern, die in fortwährender Vermehrung einen so großen Einfluß auf die Verschlechterung des Volkes ausgeübt haben. Sie flößten ihm Gefallen ein an der zügellosen Unabhängigkeit und vermehrten dessen Abneigung gegen alle Arbeit, die zum größten Theil seinen Peinigern zu gut kam.

Calabrien konnte daher unter der französischen Herrschaft nur gewinnen! Trotz der energischen Mittel, die man anwenden mußte, um die neuen Regierungs-

formen einzuführen; ungeachtet aller Excesse und Verheerungen, welche daraus entstanden, hat die französische Occupation dem Lande große Wohlthaten gebracht, indem allererst der Despotismus der Barone gebeugt, eine große Menge geistlicher und dynastischer Vorrechte ausgerottet, nützliche Kenntnisse verbreitet, die Verbindungsmittel durch Anlegen neuer Straßen erleichtert und vermehrt, und endlich — einer der größten von der französischen Regierung dem Lande erzeigten Dienste — wirksame Versuche gemacht wurden, die damals vom Cardinal Ruffo militärisch organisirten Räuberbanden mit der Wurzel zu vertilgen.

Indessen haben die heutigen Calabresen eine Schlauheit und einen bewunderungswürdigen Scharfsinn behalten, die sie entweder dem Klima verdanken, oder vielleicht noch als eine ihnen von den alten Griechen überkommene Erbschaft beibehalten haben. Ihre Sprache, ein verdorbenes Italienisch, schwerer zu verstehen als in allen übrigen Provinzen der Halbinsel, ist voller Originalität und bezeichnender Ausdrücke. Die gebildetere Klasse der Einwohner drückt sich mit einer Leichtigkeit und Wärme der Empfindung aus, die wahrhaft genial ist. Wie überhaupt bei allen Italienern, ist ihre Unterhaltung von der ausdrucksvollsten Mimik begleitet.

Ein Zeichen, eine Bewegung mit der Hand, ein Wort, ein Ausruf genügt, daß sie sich unter einander vollkommen verstehen. Alles ist Leben und Bewegung an ihnen, wo es darauf ankommt, Jemand zu überreden. Ihre Manieren sind gefällig und einschmeichelnd; ihr Verstand ist fein und durchdringend; und wenn man nicht beständig ihre grenzenlose Treulosigkeit, ihre katzenartige Falschheit vor Augen behält, so wird man von ihnen getäuscht und betrogen. Begabt mit einem seltenen Talent, den Charakter der Personen, mit denen sie zu thun haben, zu entziffern, Schurken und Schmeichler durch und durch, verstehen sie es, alle mögliche Maschinerie in's Spiel zu bringen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Glückt es ihnen aber auf gewöhnlichem Wege nicht, ihr Ziel zu erreichen, so rächen sie sich durch einen Pistolenschuß oder einen Dolchstoß wegen ihres Irrthums. Es giebt in allen Ständen nur wenige Calabresen, die nicht einen, wenn nicht mehrere Mordthaten auf der Seele haben, was besonders der Schlaffheit und Unthätigkeit ihrer Gerichtshöfe und dem Ablaßprincip der katholischen Kirche zuzuschreiben ist. Ein unbezwinglicher Racheburst, der sich, wie bei den Corsen, in den Familien forterbt, und eine entschiedene Neigung zu Chikanen und Streitigkeiten machen das

schöne Land, welches im Allgemeinen ein Paradies genannt zu werden verdiente, wenn es nicht von so vielen Teufeln bewohnt wäre — zu einer wahren Hölle, zumal für den Ausländer!

Bei den Calabresen gilt kein wahres religiöses oder moralisches Princip. Wie alle in Unwissenheit erhaltenen Völker sind sie abergläubisch bis zum Uebermaß. Der blutdürstige Räuber trägt auf der Brust Reliquien und Heiligenbilder, die er um Beistand anruft in dem Augenblick, wo er zum größten Verbrechen bereit ist.

Die Geistlichen, weit entfernt, irgend eine ihrem Stande gebührende Tugend zu üben, geben selbst das Beispiel der schändlichsten Laster. Man hat deren gekannt, die sich für eine mäßige Belohnung zu Agenten bei den Liebesaffairen der englischen und neapolitanischen Officiere hergaben. Der Klerus von Calabrien ist der allerverdorbenste von ganz Europa.

Von diesem ungünstigen Gesammturtheil über die Calabresen ist eine Anzahl unterrichteter und aufgeklärter Familien auszunehmen, die durch einen längeren Aufenthalt in der Hauptstadt oder durch Reisen sich gefällige und gesellige Sitten angeeignet haben und denen Höflichkeit und wohlwollende Gesinnung nicht fremd sind.

Die Calabresen sind von mittlerer Statur, gut proportionirt und muskulös wie die Araber. Ihre Hautfarbe ist stark bräunlich, ihre Gesichtszüge sind sprechend, ihre Augen blitzend und ausdrucksvoll. Gleich den Spaniern tragen sie in jeder Jahreszeit kurze schwarze oder braune Mäntel, wodurch sie ein düsteres, unheimliches Ansehen erhalten. Die Form ihrer hohen, spitz zulaufenden Hüte, die vor Jahren bei uns so verpönt waren, macht auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck. Wegen des eingewurzelten Hasses, der fortwährend die Familien trennt, entfernen sie sich selten weit von ihren Wohnungen, ohne sich mit Flinten, Pistolen und Dolchen bewaffnet und mit einem mit Patronen gefüllten Gürtel versehen zu haben. Stets zum Angriff und zur Vertheidigung fertig, schreiten sie stolz an ihren Feinden vorüber, das heißt an denen, von welchen sie wissen, daß sie jeden günstigen Augenblick benutzen werden, um ihnen ans Leben zu kommen. Sobald die Nacht eintritt, verrammeln sie sich in ihren Häusern, und nur die dringendste Noth kann sie veranlassen, hinauszugehen.

Der Calabrese, der Räuber von Handwerk ist, ist dem Feldbauer so ähnlich, daß man sie fast nicht zu unterscheiden vermag. Dieselben Manieren, dieselbe

Kleidung, kein Unterschied in den Waffen. Der Bandit, eine keineswegs für unehrenvoll gehaltene Bezeichnung, verwendet die Früchte seiner Streifzüge dazu, sich eine Sammetjacke mit silbernen Knöpfen zu verschaffen und seinen Hut mit Federn zu schmücken. Einzelne Bandenführer zeigen noch mehr Luxus in ihrem Aeußeren. Zur Zeit des früheren französischen Krieges gab es Einige unter ihnen, welche einen militärischen Grad vom Hofe zu Palermo und von den Engländern erhalten hatten, und deshalb eine Art von Uniform mit Epauletten oder Achselschnüren trugen. Sie regierten ihre Trupps durch Furcht. Das mindeste Zeichen von Ungehorsam oder Mißvergnügen zog den Tod nach sich.

Es liegt einmal in dem Charakter der Calabresen, selbst bei denen, deren Stellung sie zu Feinden aller Unordnung machen müßte, Nachsicht und Mitleiden mit den Räubern zu haben, von dem sie sich nicht Rechenschaft zu geben vermögen; sono poveriti — es sind arme Teufel — sagen sie von ihnen mit dem Ausdruck theilnehmenden Bedauerns, und es fehlt wenig, daß sie nicht auch Fremde zum Mitleiden mit den Bösewichtern zu bewegen suchen.

Ausgenommen die ärmere Volksklasse, die sich für täglichen Lohn mit dem Feldbau beschäftigt, bringen die

Calabresen ihr Leben in Nichtsthun — dem dolce far niente — hin. Man sieht sie in ihre dunkeln Mäntel gehüllt, unter denen sie vom Kopf bis zur Zehe bewaffnet sind, in Gruppen auf den öffentlichen Plätzen und an den Straßenecken, wo sie dem Spiel fröhnen, welches eine ihrer vorherrschenden Leidenschaften ist. Dabei geht es denn selten ohne heftigen Zank, ohne einige Messerstiche ab. — Von Gesellschaften und von den Freuden der Tafel haben sie keinen Begriff. Sie treiben die Frugalität bis zum Uebermaß, selbst bei den reichen Familien, die sich alle angenehmen Lebensgenüsse entziehen und nur darauf bedacht sind, Capitalien zu sammeln.

Die Peccorira und die Tarentella sind die beiden Nationaltänze der Calabresen. Der letztere ist im ganzen Königreich Neapel zu Hause. Die Musik dazu ist bizarr, ohne eigentlichen Wohllaut; sie besteht aus wenigen Tönen, die immer schneller und allerletzt convulsivisch schnell abgespielt werden. Zwei Personen, die einander gegenüberstehen, machen, fast nach Brauch der Wilden, Verzerrungen und Gesten gegeneinander, die, oft nichts weniger als anständig, in eine Art von Wahnsinn ausarten. Von der Grazie des spanischen Fandango ist keine Spur darin.

Dieser Tanz, der ursprünglich aus Tarent herstammt, hat zur Fabel von den Tarantelstichen Veranlassung gegeben, von denen man behauptet, daß ihr Gift nur durch die Wirkung der Musik unschädlich gemacht werden könne. Jene Krankheit ist eine durch die Hitze und Ungesundheit des Klimas in der Gegend von Tarent erzeugte Nervenschwäche, deren Anfälle mitunter durch den Reiz der Musik gehoben wurden. Die Tarantel ist eine große Spinnenart, die überall im Süden von Italien und in Sicilien gefunden wird. Man fürchtet sie so wenig diesseits als jenseits der Meerenge. Wohl aber erzählt man sich merkwürdige Beispiele von ihrer Zuneigung zu den Menschen.

Die calabresischen Frauen sind im Allgemeinen weder schön noch anmuthig. Sie heirathen sehr jung und verblühen rasch wie Treibhauspflanzen. Der Kindersegen in den Familien ist größer wie in anderen Theilen von Italien. Schreiben und Lesen sind nur Eigenschaften bei Damen der höchsten Kreise. Junge Mädchen, bei denen sich die ersten Anfänge einer Erziehung bemerklich machen, werden als besondere Ausnahmen, als eine Art von Wunder betrachtet. Wegen der übertriebenen Eifersucht der Männer, welche sie so viel als möglich vom öffentlichen Erscheinen abhalten und sie

sehr rücksichtslos behandeln, ist die Lage der Frauen nicht eben eine glückliche zu nennen. Liebesehnend und leidenschaftlich nehmen sie jede günstige Gelegenheit wahr, sich diesem harten ehelichen Zwange zu entziehen, und verlassen Alles ohne Kampf, scheuen keine Beschwerde, um nur dem Gegenstande ihrer Neigung folgen zu können.

Im funfzehnten Jahrhundert nahm eine große Zahl griechischer Familien ihre Zuflucht vor den Bedrückungen der Türken, denen sie nach Scanderbeg's — des Fürsten von Epirus und Albanien — Tode ausgesetzt waren, nach dem Königreiche Neapel, vorzüglich nach Calabrien, wo die Regierung ihren Ansiedelungen Vorschub leistete, indem sie ihnen große Waldstrecken zum Ausroden überließ. Diese Emigranten haben ihre Sitten, Sprache, die freie Ausübung ihrer Religion und ihre Nationaltracht bewahrt, deren Eleganz und Pracht einen sehr angenehmen Eindruck macht. Sie sind arbeitsam und gastfrei und weit entfernt, dem Räuberthume zu huldigen, haben sie sich bei den Banden, gegen die sie stets auf der Hut sind, in Respect zu setzen gewußt. Die Einigkeit und Ordnung, die bei ihnen herrscht, sollte dem Lande, was ihnen ein Asyl gewährte, zum schönen Vorbilde dienen!

Die Calabresen eignen sich wegen ihrer starken Körperconstitution, ihrer Mäßigkeit, Behendigkeit und ihres Scharfblicks besonders gut zu Soldaten. Wenn das Volk, welches vom übrigen Europa fast abgeschlossen lebt, nachdem die verkehrten Begriffe desselben unter dem Schutz einer vernünftigen Regierung geläutert sind, einst von einem wahrhaft vaterländischen Enthusiasmus beseelt wird, so wird es unüberwindlich sein, und das Land Calabrien gegen jede Tyrannei einen sichern Zufluchtsort abgeben.

Ende.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Heusinger, Ernst,

Bilder aus den Freiheitskämpfen des neunzehnten Jahrhunderts in vier Bä
nden

Bd.: 4

Leipzig 1867